

4 | Dezember 2012

εὐαγγελι

Magazin für missionarische Pastoral



Stadtmission

mit Beiträgen von:

Markus-Liborius Hermann &
Hubertus Schönemann

Thomas Klosterkamp OMI

Otto Neubauer

Andrea Geiger

Michael Hänsch

Michael Schuhmacher &
Andreas Schulz

Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

ISSN 2191-3781

Editorial

Machet die Tore weit und die Türen in der Welt auf, denn es kommt euer Erlöser.

Dieses adventliche Motiv, dem Psalm 24 entnommen und von Heinrich Schütz in einer Chor motette meisterhaft verarbeitet, steht über den Initiativen der letzten Jahre, die unter dem Begriff der Stadtmission zusammengefasst werden können. „Öffnet die Türen für Christus“ heißt es beispielsweise in der „Missionale“, die im Jahr 2009 in Düsseldorf durchgeführt wurde. Und es schwingt beides mit, was den Advent ausmacht: die hoffende Zusage auf das Kommen und die Gegenwart des Erlösers wie auch der Appell, wachsam zu sein und sich für diese neue Wirklichkeit Gottes zu öffnen.

Wenn eine „missionarische Kirche“ das Leitmotiv ist, unter dem derzeit in Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlichen Wandel neue Sozialgestalten von Kirche entstehen und eine veränderte Weise der Pastoral versucht wird, so sind Stadtmissionen Prozesse, die zeigen, was geschieht, wenn Glaubende und damit die Kirche sich wirklich auf das Leben der Menschen einlässt, die um sie herum in unserer Gesellschaft leben.

Die recht unterschiedlichen und teilweise sehr persönlichen Erfahrungsberichte und Reflexionen

der Beteiligten der Stadt- und Gemeindemissionen in diesem Heft zeigen deutlich, dass nicht nur die „Zielgruppen“ zur Öffnung für Christus eingeladen sind, sondern auch die an der Mission beteiligten „Akteure“ im Laufe der „Aktion“ verändert und „verwandelt“ wurden. Sie selbst haben die Erfahrung gemacht, dass das Evangelium von



der Zuwendung Gottes, die Menschen zusammenführt und so unter ihnen sein Reich entstehen lässt, für sie „griffiger“ geworden ist. Für ihre Wahrnehmung hat es sich stärker mit den biografischen Lebenserfahrungen der Menschen verknüpft, das Evangelium ist „gesellschaftlich antreffbar“ (Rainer Bucher) geworden. Sie beschreiben, dass aus der Ein-

bahnstraße einer Verkündigung, die den Adressaten als Empfänger ihrer „message“ in den Blick nahm, eine gemeinsame Suchbewegung nach den Spuren Gottes in dieser Zeit geworden ist. Dieser gemeinsame Weg des Öffnens hat die meisten Beteiligten gestärkt und verändert. Oft genug hat er aus sich heraus neue Bewegung und Motivation auch für die Zeit nach der „Stadtmission“ entwickelt und freigesetzt. Mission geht also weiter. Die Teilhabenden spüren, dass sie Mission nicht „machen“ können, sondern sich einlassen und hineingeben können in die Bewegung der Missio Dei, der Zuwendung des lebendigen Gottes zur Welt und zum Menschen.

Wir wünschen Ihnen, den Leserinnen und Lesern unserer aktuellen Ausgabe von *εὐαγγελ*, eine anregende Lektüre. Wir, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Arbeitsstelle KAMP, verbinden dies mit den besten Wünschen für ein gnaden- und hoffnungsreiches Weihnachtsfest für Sie und für alle, die Ihnen persönlich und beruflich verbunden sind.

Es grüßt Sie herzlich aus Erfurt

Editorial	2	Das missionarische Projekt <i>Jürgen Maubach</i> Zeitfenster – ein Versuch, auf neue Art Kirche zu sein	28
Schwerpunkt: Stadtmission			
<i>Markus-Liborius Hermann / Hubertus Schönemann</i> Stadtmission auf dem Hintergrund pastoraler Veränderungsprozesse	5	Glaubensdialog <i>Joachim Wanke</i> Wie heute von Gott sprechen in nichtchristlichem Umfeld	30
<i>Thomas Klosterkamp</i> Die Gemeindemission als „Klassiker“ lebt	6	Weltuntergänge <i>Martin Hochholzer</i> Die Faszination der Endzeit	38
<i>Otto Neubauer</i> Pionierprojekt Stadtmission Wien 2003	10	Rezensionen ▶ Martin Rötting, Religion in Bewegung. Dialog-Typen und Prozess im interreligiösen Lernen	42
<i>Andrea Geiger</i> „... Freude in Fülle haben ...“ Apostelgeschichte 2010 – ein „viel-stimmiger“ diözesaner Prozess	16	▶ Esther Maria Magnis, Gott braucht dich nicht. Eine Bekehrung	43
<i>Michael Hänsch</i> Missionale Düsseldorf – Bemühungen um eine Mission vor der eigenen Tür	21	Termine & Berichte ▶ <i>Martin Hochholzer</i> Glaubensdialog mit Konfessionslosen – eine kirchliche Zukunftsaufgabe Eine Kooperationstagung von KAMP und EZW	45
<i>Michael Schuhmacher / Andreas Schulz</i> Zeugnis geben – unsere Grundaufgabe als Christen	26	▶ <i>Bernhard Riedl</i> www.glaubenhoch4.de – eine „evangelische“ Vergewisserung	48
		Vorschau & Impressum	49

Missionale Düsseldorf 2009

Öffnet die Türen für Christus

www.missionale-duesseldorf.de

Stadtmission

Stadtmission auf dem Hintergrund pastoraler Veränderungsprozesse

Markus-Liborius Hermann / Hubertus Schönemann

Angesichts der im letzten Jahrzehnt neu aufgelegten (Groß-) Stadt- und Gemeindemissionen in Europa stellt sich die Frage des pastoraltheologischen Ertrags, den solche Stadtmissionsprojekte für die Weiterentwicklung missionarischer Pastoral enthalten. Recht bald nach ihrer Einrichtung hatte die Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP) in diesem Zusammenhang Recherchen aufgenommen und Beteiligte und Organisatoren nach ihren Erfahrungen befragt.

Ein Blick in die Pastoralgeschichte zeigt: Die so genannte Volksmission wurde in den Jahren der Entwicklung der Gemeindeftheologie nach dem II. Vatikanischen Konzil durch die „Gemeindemission“ zumindest begrifflich abgelöst. Der Slogan „Unsere Pfarreien müssen zu Gemeinden werden“ (Ferdinand Klostermann) propagierte ein Partizipationskonzept der tätigen Teilnahme, das im Wesentlichen die gemeindebezogene Pastoral seit den 70er Jahren prägte und zu großen Teilen heute noch prägt. Dies war sicher seinerzeit der Einsicht geschuldet, dass die volkskirchlichen Ansprüche auf das Erreichen aller Personen, Lebensmilieus und Gesellschaftsbereiche der Vergangenheit angehörten (Stefan Knobloch). In der Konsequenz konzentrierte sich in der Gemeindemission die missionarische Tätigkeit

auf die Kerngemeinde, auf diejenigen, die das Gemeindeleben tragen. Dies bedeutete auch eine formale Änderung weg vom Schwerpunkt der Predigtmission hin zu dialogischeren Formen des Austausches über Lebens- und Glaubenserfahrungen. Doch auch diese Gestalt sah und sieht sich enormen Schwierigkeiten gegenüber, was einerseits sicher den Nachwuchsproblemen der Orden, die solche Prozesse tragen, geschuldet ist. Zum anderen ist die Wandlung jedoch auch auf dem Hintergrund der aktuellen Veränderungen der Sozialgestalt von Kirche zu deuten. Es ist unübersehbar, dass das Modell der herkömmlichen Pfarrgemeinde derzeit in die Krise gekommen ist und sich mit dem Faktum einer möglichen Milieuverengung auseinandersetzen muss. Größere Pastorale Räume tragen – wenn sie denn pastoral als etwas Neues und nicht als ein Mehr des Bisherigen gestaltet werden – der vermehrten sozial-gesellschaftlichen Differenzierung in sich neu und vielfältig strukturierenden Lebensräumen wie auch der gestiegenen Pluralität der Werthaltungen und Kommunikationsbedürfnisse des Religiösen und des christlichen Glaubens Rechnung. Gleichzeitig muss aber darauf geachtet werden, dass neben der größeren Weite des Glaubens nicht die „Orte“ der Nähe verlo-

ren gehen, an denen Glaube vertieft und geteilt werden kann.

Zurück zu den Stadtmissionen: Die Initiative des Internationalen Kongresses für die Neue Evangelisierung (ICNE) gipfelte 2003 in der Wiener Stadtmission und führte danach zu zum Teil ähnlichen Realisierungen u. a. in Paris, Budapest, Regensburg und Düsseldorf. Diese Stadt- und Gemeindemissionen waren getragen von freiwilligen MitarbeiterInnen der örtlichen Pfarreien und zumeist auch MitarbeiterInnen der Gemeinschaft Emmanuel. Auf neue und erneuerte Weise wurde versucht, eine erneuerte Beziehung zwischen Glauben und menschlicher Existenz aufzuzeigen und die individuelle und gesellschaftliche Wirklichkeit im Horizont des Reiches Gottes zu deuten und zu gestalten. Doch wurde dabei auch ein je unterschiedlicher Charakter der Projekte in Anlage, institutioneller Anbindung, Durchführung und Evaluation deutlich. Die Erfahrungen der Verantwortlichen und der Akteure in den Stadtmissionsprojekten und deren Lernerfolg und zukünftige Perspektiven sollen in dieser Ausgabe von *εὐαγγελ* in einer Weise gehoben werden, dass sie für die Weiterentwicklung missionarischer Fragestellungen für einen größeren Kreis von Interessierten fruchtbar gemacht werden können. ■

Die Gemeindemission als „Klassiker“ lebt

Thomas Klosterkamp

Aus der Volksmission entwickelte sich nach dem II. Vatikanischen Konzil die Gemeindemission. Pater Dr. Klosterkamp schildert Ablauf und Hintergründe der klassischen Gemeindemission seiner Ordensgemeinschaft. Nach seiner Erfahrung ist diese nach wie vor ein geeignetes Mittel zur Glaubenserneuerung in den „Kerngemeinden“ und steht im Horizont der neuen Evangelisierung. Er sieht jedoch auch die Grenzen angesichts der derzeitigen Strukturveränderungen der pastoralen Räume.

1. Die missionarische Gemeindebildung – ein Charisma der Orden

Viele Ordensgemeinschaften haben von ihrem Gründungscharisma her eine missionarische Ausrichtung. Nicht selten schauen solche Gemeinschaften auch auf eine lange Tradition der Volksmissionen zurück. Zu ihnen gehört eine Reihe von Männergemeinschaften, die sich bis heute dem zeitgemäßerem Apostolat der Gemeindemissionen verschrieben haben. In Deutschland praktizieren vor allem die Redemptoristen, die Franziskaner, die Passionisten und die Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria das klassische Konzept von Gemeindemission.

2. Von der Volksmission zur Gemeindemission

Das pastorale Handlungskonzept der Volksmission verdankt sich dem Konzil von Trient (1545–1563) und wurde in Deutschland über 400 Jahre praktiziert. Es handelte sich um religiöse Wochen innerhalb einer Pfarrgemeinde. Die Volksmissionare waren ausschließlich Kleriker, in der

Regel Ordensleute. Für das Leben der Pfarrei war eine „heilige Mission“ ein besonderes Ereignis intensivster Seelsorge mitten im Alltag. Methodisches Hauptmerkmal war die Missionspredigt, unterstützt von Katechesen, Andachten und Sakramentenempfang sowie Vorträgen, Haus- und Krankenbesuchen. Die Missionspredigten arbeiteten auf das einzige Ziel der Mission hin: die Generalbeichte. Die Maxime lautete: „Rette Deine Seele!“

Die Volksmission, die sich sprachlich vom Begriff der Volkskirche ableitete und damit konzeptionell eine Deckungsgleichheit von Kirche und Gesellschaft in einem bestimmten Volk proklamierte, wurde in den Jahren nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil durch die Gemeindemission ersetzt. Das inhaltliche Anliegen der Volksmission aber bleibt in einer Kirche, die „ihrem Wesen nach missionarisch“ (Ad gentes 2) ist, immer aktuell. In den Jahren nach 1970 fokussierte die Gemeindemission nun weniger auf das Individuum als auf die Gemeinden.

Was aber steckt von der alten Volksmission heute noch in der Gemeindemission?

- Die Gemeindemission sieht sich an die Sendung Jesu Christi gebunden.
- Sie ist für die Teilnehmer ein tiefes geistliches Geschehen.
- Sie ist in ihren Feiern ein emotionales Geschehen, das die Herzen der Gläubigen berührt.
- Sie ist als Konzept theologisch und organisatorisch durchdacht.
- Sie begleitet die Teilnehmer durch die jeweilige Zeit und greift natürlich auch die Aktualitäten, Krisen und Fragen kirchlichen Lebens auf.
- Sie vertraut auf wesentliche Elemente einer bewährten Predigt- und Feiertradition.

Im Gegensatz zur Volksmission erreicht das Konzept der Gemeindemission primär die sonntägliche Kerngemeinde. Die direkte Evangelisierung Fernstehender, die Rückholung Ausgetretener und Missionierung Konfessionsloser oder Andersgläubiger kann nicht geleistet werden. Das heißt nicht, dass es bei jeder

Gemeindemission nicht auch authentische Bekehrungen und Neuanfänge gibt.

3. Ein aktuelles Konzept von Gemeindemission heute

Im Folgenden soll es um das aktuelle Gemeindemissionskonzept der „Missionare Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria“ (OMI) gehen. Diese Kongregation predigt in Deutschland seit 1889 Missionen. Ihr Konzept ist sicher auch exemplarisch für die anderen eingangs genannten Gemeinschaften.

3.1 Die Missionsvorbereitung

Die Oblaten M. I. bieten das Konzept einer zehntägigen Gemeindemission an, die mittwochs beginnt und nach zehn Tagen sonntags schließt. Die Missionstage werden von mehreren Patres begleitet. Die Verantwortlichen der Pfarrei und ein zu bildender Missionsausschuss müssen von Anfang an wissen, dass viel Arbeit auf sie zukommt. Die Patres haben „nur“ die Funktion der Verkündigung und der prozesshaften Begleitung der Tage und ihrer inhaltlichen Vorbereitung. Mehrere Treffen mit den Vorbereitungsgremien sind nötig, um ein Programm zu erstellen. Eine Gemeindemission braucht in der Regel ein ganzes Jahr Vorlaufzeit.

Für das Programm gibt es folgende Maßgaben: Die Inhalte – die Gottesfrage, Sinn- und Glaubensfragen, zeitgemäße religiöse Praxis für ein Leben in und mit der Kirche, die christliche Gestaltung von Ehe und Familie, die Weltverantwortung der Christen – müssen behandelt werden. Spezifische Problemstellungen und Anliegen der Pfarrei vor Ort fließen ins Programm mit ein. Wichtig ist eine gute Werbung. Ein Programmheft wird rechtzeitig

veröffentlicht. Manche Gemeinden machen sich die lohnende Mühe, die Programme in den Haushalten persönlich zu übergeben. Eine Werbung in der örtlichen Presse wird auch Menschen über die Pfarrei hinaus ansprechen. Neben den Missionsthemen muss die Zielsetzung der Gemeindemission klar im Programm formuliert sein:

- Die Stärkung des heute oft angefochtenen Glaubens und christlichen Selbstbewusstseins.
- Die Feier eines erlösten, durch Optimismus und Zuversicht geprägten Glaubens.
- Die Ermutigung zu Neuaufbrüchen im Gemeindeleben.

In einem sogenannten Vormissionssonntag, drei Monate vor der Gemeindemission, kündigt ein Missionar der Gemeinde die Mission an. Dabei erklärt er das Konzept. Vor allem macht er auf die Voraussetzung aufmerksam: Wichtig für die Teilnahme an der Gemeindemission ist, dass der Einzelne sich Zeit nimmt. Es geht darum, eine Chance wahrzunehmen, die dem Missionsteilnehmer den Sinn des Lebens aus dem Glauben an Gott neu oder tiefer erschließen kann. Zwischen Vormissionssonntag und Gemeindemission wird dann nach Möglichkeit ein tägliches Gebet der Pfarrei zum Gelingen der Gemeindemission initiiert.

3.2 Die Missionspredigten

Die Missionspredigten bilden den Mittelpunkt der täglichen Veranstaltungen. Die Predigten dauern in der Regel 30–45 Minuten. Sie müssen aufgrund ihrer Länge unterhaltsam sein. Vor allem müssen sie starke Impulse geben, die den Gemeindealltag und das Leben des Christen wahrnehmen und den einzelnen Gläubigen zur

persönlichen Reflexion herausfordern. Es geht ja explizit um einen Anstoß zur Neubesinnung auf das bewusste Leben aus dem Glauben. Ist dieses Ziel erreicht, setzt in der Gemeinde eine „missionarische Dynamik“ ein, in der die Gläubigen untereinander über die Predigt sprechen und – zunächst meist unbewusst – beginnen, von Gott zu reden. Die Sache Gottes, das Leben aus dem Glauben, die Kirche, alles das wird zum Gesprächsthema in der Gemeinde, in den Familien, unter Jugendlichen. Das ist die beste Werbung während der Mission und für die Gemeinde an sich: Mission lebt von Multiplikatoren, die von Gott sprechen können und auskunftsfähig sind.



P. Dr. Thomas Klosterkamp ist Provinzial der Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria (OMI) für die mitteleuropäische Provinz in Mainz. Nach philosophischen und theologischen Studien in Mainz, Lyon und Rom und Kaplansjahren in München und Zwickau arbeitete er als Lehrer und Schulseelsorger und promovierte an der Universität Erfurt im Fach Kirchengeschichte.

Die Missionspredigten bauen aufeinander auf. Von Mittwoch bis Freitag wird über die Gottesfrage gepredigt. Bis zum Wochenende sollte den Missionsteilnehmern klar sein, wer der Gott ist, an den sie als Katholiken glauben, was es heißt, an einen Gott zu glauben, der sich als Va-

ter, Sohn und Heiliger Geist offenbart. Und es geht dabei nicht nur um das Gottesbild, sondern auch um das Menschenbild des Christentums. Alle weiteren Predigten leiten sich davon her. Am ersten Sonntag ist die Missionspredigt dem Bußsakrament gewidmet. Das macht insofern Sinn, als man dann ab Montag mit der Gesprächs- und Beichtseelsorge beginnen kann. Von Montag bis Freitag können fünf weitere Themen bearbeitet werden. Wichtig ist, dass die Themen Gebet, Eucharistie, Ziel des christlichen Lebens, Leid und Tod sowie Ehe und Familie einfließen können. Je nach Situation einer Pfarrei können aktuelle Themen aufgegriffen werden, wie z. B. Arbeitslosigkeit, Krisenthemen der Kirche und andere. Der letzte Sonntag gehört immer dem Themenkreis Kirche und Gemeinde. Die Frage der Weitergabe des Glaubens hat hier höchste Priorität. In der Missionspredigt der Schlussfeier wird das Erlebte zusammengefasst. Die Herausforderungen, denen sich die Gemeinde zu stellen hat, müssen deutlich benannt werden.

3.3 Die Missionskatechesen und Gesprächskreise

Es ist angebracht, für Interessierte die Predigten nachzubereiten. Hier bietet sich natürlich das Predigtgespräch an, bei dem alle Gesprächsteilnehmer zu Wort kommen können. Grundsätzlich kann es zu allen Themen Gesprächskreise geben. Eine Alternative zum Predigtgespräch stellt eine Katechese dar. Man tut wohl gut daran, dass sie multimedial gestaltet wird. Mit Hilfe von Leinwand und Projektor kann eine Katechese mit Bildern und Videoclips eine wirkliche Hilfe sein, das in der Predigt Gesagte noch einmal zu vertiefen. Solche

Katechesen können sehr einfach die Dinge meditativ, gehaltvoll, witzig und nachdenklich auf den Punkt bringen. Die Erfahrung zeigt, dass besonders jüngere Leute sich von diesem Medium sehr angesprochen fühlen.

3.4 Das Kinder- und Jugendprogramm

Wo es möglich ist, sollte es ein gesondertes Programm für die Kinder und Jugendlichen der Pfarrei geben. Kindergarten- und Schulbesuche sollten am Vormittag der Wochentage möglich sein. Ebenso muss es ein Missionstreffen mit den verschiedenen Kinder- und Jugendgruppen (Erstkommunionkinder, Firmlinge, Ministranten) geben. An den beiden Samstagen der Mission empfiehlt es sich, einen Kindertag bzw. einen Jugendtag mit vielen kreativen Elementen anzubieten. Zwei wichtige Themenbereiche für die Arbeit mit Jugendlichen sind „Schuld und Vergebung“ sowie „Partnerschaft und Sexualität“. Wo es möglich ist, sollte es dazu gesonderte Angebote für Jugendliche geben.

3.5 Die Missionsbeichte und die Gesprächsseelsorge

Das Bußsakrament ist fast überall rückläufig. Gleichzeitig aber gab es in der Seelsorge noch nie so viel Gesprächsbedarf wie heute. Wie beschrieben, wird am ersten Sonntag zum Bußsakrament gepredigt. Dabei geht es um die Erfahrung des Bösen, um das Ausräumen von Missverständnissen, um das Werben für Vertrauen, um die angemessene Praxis des Bußsakraments und die Möglichkeit des klärenden Gesprächs und vor allem um das alternativlose Wirken Gottes in diesem Sakrament. Freilich ist die Predigt zum Bußsakrament ein

neuralgischer Punkt. Die Erfahrung aber zeigt, wie dankbar die meisten Gläubigen sind, dass zu dem Thema Klarheit geschaffen wird. Es gibt auch heute keine Mission, in der nicht einzelne Gläubige nach vielen Jahren erneut beginnen, das Bußsakrament zu empfangen. Nach erfolgter Predigt zum Bußsakrament werden vermehrt Gesprächs- und Beichtzeiten angeboten.

3.6 Der „Missionstreff“ mit den verschiedenen pfarrlichen Gruppen

Die verschiedenen Gruppen und Vereine einer Pfarrei müssen bei der Mission Beachtung finden. Einige Beispiele: Seniorentreffs bieten sich nach dem Gottesdienst am Morgen in Verbindung mit einem Frühstück oder am Nachmittag mit einem Kaffeetrinken an; Themen sind hier vor allem: Umgang mit dem Glauben im Alter, die Familien der erwachsenen Kinder mit all ihren Problemen und die Erziehung der Enkel. Für die Kranken der Gemeinde kann eine eigene Segensfeier angeboten werden; es ist wünschenswert, dass einer der Missionare den Turnus der Krankenkommunion übernimmt und Hausbesuche macht. Männer und Frauen, bzw. Väter und Mütter, bilden eine weitere wichtige Zielgruppe bei der Mission. Zwanglose Angebote sind hier nicht unwichtig, die die Begegnung mit den Missionaren ermöglichen. Der „Männerabend“ im Wirtshaus und das „Frauenfrühstück“ haben sich bei vielen Missionen bewährt. Für Eltern kann auch ein eigener Abend zum Thema „christliche Kindererziehung“ im Kindergarten oder in der Schule ein hilfreiches Angebot sein.

3.7 Die Missionsfeiern

Ein ganz wichtiger Punkt sind die Feiern während der Mission: Eröffnungsfeier, Tauf-erneuerungsfeier, eucharistische Anbetung, Nacht der Versöhnung, Paarsegnung, Totengedenken, Marienfeier und Abschlussfeier. Die meisten Feiern sind paraliturgisch und bieten ein Feld größter Kreativität. Es geht immer darum, dass die Gläubigen mit ihren Sinnen berührt werden. Das Entzünden von Kerzen durch die Gläubigen beim Totengedenken, das Betrachten der Monstranz in einem farbig ausgeleuchteten Altarraum, das Auflegen der Hände zur Paarsegnung, das individuelle Bezeichnen der Gläubigen mit Weihwasser bei der Tauf-

erneuerungsfeier: Alles berührt auch das Herz der Missionsteilnehmer. Auch das geistliche Element der Stille sollte bei allen Missionsveranstaltungen zum Tragen kommen.

4. Die Voraussetzungen und Schwierigkeiten gemeindemissionarischer Pastoral

Es ist nicht nur die Zahl der Gemeindemissionare, die rückläufig ist. Aufgrund des Konzentrationsprozesses, der in fast allen deutschen Diözesen eingesetzt hat, verschwindet die klassische Gemeinde. Die Organisation einer Gemeindemission mit zwei, maximal drei Gottesdienstorten ist machbar. Das Missionieren einer ganzen Seelsorgeeinheit

oder Pfarreiengemeinschaft mit fünf und mehr Gemeinden ist unmöglich.

Abschließend kann gesagt werden, dass das pastorale Handlungskonzept der hier dargestellten Gemeindemission nach wie vor greift und erfolgreich ist, wenn die Voraussetzungen und das Miteinander vor Ort stimmen. Die Gemeindemission ist als Instrument zur intensiven geistlichen Stärkung der Kerngemeinde konkurrenzlos. Die aus der Volksmission hervorgegangene Gemeindemission steht in der Tradition einer missionarischen Bewegung der Orden, die von jeher auch mehr oder weniger die Postulate der heutigen Neuevangelisierung umgesetzt hat. ■



Nicht nur die öffentliche Predigt, sondern auch das Einzelgespräch – etwa im Rahmen einer Beichte – ist ein wesentliches Element einer Gemeindemission.

Pionierprojekt Stadtmission Wien 2003

Otto Neubauer

Die Stadtmissionen in großen europäischen Städten zeigen sich als Prozesse, in denen von kleinen Anfängen an immer mehr Menschen beteiligt wurden. Neubauer beschreibt exemplarisch die Stadtmission in Wien und reflektiert in dabei gemachten Erfahrungen auf die Grundlagen und Bedingungen erneuerten Glaubens in der Gegenwart.

Europas Kirche und die Missionsprojekte

Unter den unzähligen Versuchen, eine Antwort auf die Herausforderung einer neuen missionarischen Seelsorge in Europa zu finden, hat das Engagement von fünf Kardinälen mit ihren katholischen Diözesen Wien, Paris, Lissabon, Brüssel und Budapest aufhorchen lassen. Sie waren von jungen Menschen und der Gemeinschaft Emmanuel angestoßen worden, nicht nur über mögliche Initiativen zu konferieren, sondern mutig zur missionarischen Tat zu schreiten. So starteten wir gemeinsam im Jahr 2002 eine groß angelegte evangelisatorische Offensive mit einem umfangreichen Aktionsplan in diesen Städten und wollten damit alle Mitarbeiter/innen in den Pfarren und Gemeinschaften zur konkreten Mission ermutigen. Das gewagte Unternehmen umfasste dann seit der Premiere im Mai 2003 in Wien jährliche Stadtmissionen, die jeweils mit Tausenden Teilnehmern in einer anderen europäischen Großstadt stattfanden. Mitte September 2007 hatte dieses katholische Großexperiment in Budapest seine fünfte Station gemacht. Diese Initiative hatte in vielen Facetten über-

rascht. Sie forderte die heutige Pastoral mit einem betont einfachen Stil und einer sehr gesellschaftsnahen Mission heraus. Im Folgenden will ich berichten, analysieren und das Erfahrene in den Kontext der Frage nach einer neuen Mission der Kirche in Europa stellen.



Mag. Otto Neubauer ist Leiter der Akademie für Evangelisation der katholischen Gemeinschaft Emmanuel in Wien.

Eine neue Idee für europäische Städtemissionen
In Zusammenarbeit mit den Pfarren haben junge Leute der inter-

nationalen Evangelisationsschulen der Gemeinschaft Emmanuel sehr positive und ermutigende Missionserfahrungen mit Gemeindemitgliedern vor Ort gemacht. Vor allem diese erfolgreiche Zusammenarbeit mit den Pfarren, die darauf ausgerichtet war, die Gesellschaft „draußen“ in direkten Begegnungen wirklich zu erreichen, hat die Kardinäle in Wien, Paris, Lissabon und Brüssel ermutigt, der Idee eines Kongresses (Reflexion und Feier des Glaubens) mit integrierter Großstadtmission zuzustimmen. Die Verbindung von inhaltlicher Reflexion und konkreter Mission sollte dann wegweisend als pastorales Grundprinzip für die weiteren Jahre der Stadtmissionen gelten:

- Forum der Reflexion über neue Formen der Evangelisation (10 Tage Kongress, vormittags)
- Integrierte konkrete Stadtmission vor Ort (10 Tage Großstadtmission, nachmittags)

Auf diese Weise wurde erstaunlicherweise eine Missionsbewegung mit Schneeballeffekt initiiert, die eine kräftige Leuchtspur in den Städten und Diözesen Europas hinterlassen hat.

Mit einem neuen Blick der Hoffnung für den städtischen Menschen

Die Kardinäle betonten am Beginn dieses Prozesses, dass neben der gewachsenen Besonderheit jeder europäischen Stadt eine überraschende Ähnlichkeit in ihrer spirituellen Situation bestehe: Wo das Christentum nicht mehr das Bewusstsein der städtischen Menschen bestimme, zeige sich ein immer stärkeres Verlangen nach Religion. Ihre Hoffnung für eine neue Mission in den Städten Europas sahen sie durch die Erfahrung so vieler Missionare bestätigt: „All jene, die sich seit mehr als zwanzig Jahren auf dem Gebiet der direkten Evangelisierung vorgewagt haben, bemerken die tatsächlichen Veränderungen der letzten Jahre. Die jüngsten Erfahrungen bei Missionen, die in mehreren europäischen Großstädten durchgeführt wurden, zeigen, dass die Suche nach dem Sinn des Lebens und nach Gott heute mit mehr Freiheit und anspruchsvoller ausgedrückt wird. Unsere Zeit ruft geradezu nach der Verkündigung des Evangeliums“ (aus dem Brief der Kardinäle zur Ausrufung der Stadtmissionen – ICNE).

Entwicklung, Aufbau und Struktur einer Stadtmission am Beispiel Wien

Eine Vorbereitungsphase mit vielen kleinen Schritten der direkten Begegnung

Beim Start dieses Missionsprojektes waren es vorwiegend junge Erwachsene, die die Speerspitze der Missionsaktivitäten und einer ständig wachsenden Sammelbewegung von Mitarbeitern bildeten. Nachdem es zunächst wenige Mitarbeiter vor Ort gab, machten sie eigentlich permanent die Er-

fahrung, nur ein „paar Brote und Fische“ für Tausende austeilten zu sollen. In kleinen Teams gemeinsam mit der Diözesanleitung, den neuen Gemeinschaften und den Pfarren baute sich Schritt für Schritt eine immer bessere Zusammenarbeit auf. In einer sehr einfachen, aber auch mutigen und kreativen Art schob nun eine junge engagierte Gruppe gemeinsam mit der „älteren und reiferen“ Kirche den stetig wachsenden Missionszug voran. Mit der Devise „Einladen und nicht verordnen“ wurden in den Pfarren, Gemeinschaften und Orden neue Mitarbeiter für die Mission gewonnen. Vor allem durch ein „Netz der Freundschaft“ sollte über alle Grenzen hinweg gegenseitiges Vertrauen aufgebaut werden. Für diese Einladung zum Mittag wurden „Missionspaare“ mit jeweils zwei Personen von der Gemeinschaft Emmanuel und der Erzdiözese Wien zusammengestellt, die von Pfarre zu Pfarre, von Gemeinschaft zu Gemeinschaft als „Wanderprediger“ pilgerten, um möglichst viele in direkten Begegnungen anzusprechen und zum Mittag zu gewinnen. So konnte während der Vorbereitungszeit in unzähligen persönlichen Kontakten ein kontinuierlich wachsendes Netzwerk innerhalb der Kirche Wiens aufgebaut werden. Einige Schritte dieser Sammelbewegung seien hier angeführt:

1. Informations-/Motivationsphase:

- Besuch aller Dekanatskonferenzen des Stadtvikariats Wien
- Besuch aller 170 Pfarren von den Studenten der Akademie für Evangelisation
- Info-Veranstaltungen/Gespräche in über 60 Pfarren

- 30 Pfarrgemeinderats-Klausuren zum Thema Stadtmission
- Mehrmalige Informationsveranstaltungen für alle Bewegungen und Ordensgemeinschaften
- Aufbau von internationalen Kontakten zu verschiedenen Städten Europas
- 10 zentrale Missionswerkstätten für alle Pfarren Wiens: Kennenlernen und Erarbeiten von neuen Missionsmethoden

2. Pfarrbegleitung und Vernetzung der Gemeinschaften und Gemeinden:

- Ausbildungstreffen für Pfarrbetreuer der Stadtmission als persönliche Wegbegleiter
- Aufbau eines Pfarrnetzes mit „Pfarrkontaktpersonen“
- Begleitveranstaltungen und Ausbildungstreffen für die Pfarren und Gemeinschaften
- Zahlreiche Arbeitstreffen in den Pfarren vor Ort

3. Gebetsbewegung und Aufbau von „Gebetspatenschaften“ mit Klöstern und Gemeinschaften:

- Lebendiger Rosenkranz: eine Gebetswanderung um Wien in fünf Etappen von März bis Mai 2003
- Anbetungsinitiativen in Pfarren zur geistlichen Vorbereitung der Stadtmission
- Ausbreitung eines eigenen Missionsgebets in ganz Wien

Gewagte Missionsinitiativen im Vorfeld motivieren zu neuen Aktivitäten

Die Studenten der Akademie für Evangelisation von der Gemeinschaft Emmanuel in Wien hatten viele Pfarrmitarbeiter eingeladen, in gemeinsamen Aktionen den Kontakt zu den Menschen außer-

halb der Kirche zu suchen und die Begegnungsorte der heutigen Welt auch näher kennenzulernen. Diese exemplarischen Missionen sollten den Pfarren Ideen und Motivation geben, auch neue Methoden der Mission auszuprobieren. Immer mehr Einzelpersonen, Gemeinschaften und Pfarren haben sich erst durch die gemeinsam erlebten kleinen Missionsprojekte der Stadtmission angeschlossen.

Direkte Begegnung mitten im gesellschaftlichen Leben suchen

Diese jungen Leute hatten den Mut, einfach und direkt bei verschiedensten Aktionen die Menschen auf der Straße, im Cafe oder im Einkaufszentrum auf ihr Leben und den Glauben hin anzusprechen. Die Überforderung war offensichtlich, es waren immer nur wenige „Brote und Fische“, das schlichte Zuhören, ein paar Worte der Ermutigung, einfache Glaubenszeugnisse, aber all das an den Orten des weltlichen Treibens. Einige der kreativen Umsetzungen seien hier exemplarisch erwähnt:

Mit einer „Lebendigen Krippe“, einem transportfähigen kleinen hölzernen Haus, wanderten die Missionare während der gesamten Adventszeit 2002 durch die Stadt Wien – von Geschäftszentren, öffentlichen Plätzen und Fußgängerzonen bis hin zu den Obdachlosenzentren. Tausende Menschen konnten ihre „Gebetsanliegen an das Christkind“ in die Krippe legen. Live-Interviews mit zahlreichen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens vor der Krippe fanden Aufsehen.

Bei „Café-Talks“ in Wiener Kaffeehäusern über „Gott und die Welt“ stellten sich berühmte Persönlichkeiten des gesellschaftli-



Wien, der Ort der Stadtmission, mit dem hoch aufragenden Turm des Stephansdoms.

chen Lebens mit ihren unterschiedlichsten Überzeugungen einem Gespräch über den Glauben mit Persönlichkeiten der Kirche.

Nachts machten die Jugendlichen eine Tour mit „Liebeserklärungen“ (kleinen Schriftstellen aus der Bibel), die bei den sog. „Bar-Missionen“ in Lokalen, Bars und Cafés ausgeteilt wurden und durch die sich Gespräche mit den Lokalbesuchern ergaben.

Eine übergroße „Rote Tür“ des „Dialogs mit Gott“ wanderte 100 Tage vor der Stadtmission durch die ganze Stadt Wien. Jeden Tag öffneten nacheinander Schauspieler, Botschafter, Sänger u. a. die Tür und bekannten sich so vor den Medien zu einem Dialog mit Gott.

Verwundbar für die Not der Menschen und offen für den Hunger nach Gott

Die „Missionare“, so wie sich immer mehr in der Kirche Wiens freimütig bezeichneten, waren überwältigt von der Dankbarkeit, die ihnen allerorts bekundet

wurde. Die katholische Kirche gehe nun endlich wieder den Menschen nach, meinten viele. Besonders stark war die Veränderung der Herzenshaltung bei den Pfarrleuten spürbar durch die vielen Gespräche. So viel an Fragen und Leid wurde ihnen mitgeteilt, sodass dieses „Berührt-Werden“ von den Wunden anderer innerlich betroffen machte. Und nicht minder erstaunte sie, wie direkt die Fragen nach Gott gestellt wurden. Das Interesse galt nicht, wie erwartet, sog. kirchenpolitisch heißen Themen, sondern die Menschen wollten z. B. wissen, wie der Glaube bei schweren Enttäuschungen gescheiterter Beziehungen oder beim plötzlichen Tod eines geliebten Menschen helfen könnte. Wo sei denn Gott zu finden? – und ähnliche religiös existentielle Auseinandersetzungen – waren auf der Tagesordnung dieser Mission.

Bei den Missionsvorbereitungstreffen wurde wiederholt auf die Grundhaltung der Mission „Retten und nicht richten“

hingewiesen. Einfache Hilfestellungen, dass man eben zwei Ohren und nur einen Mund habe und deshalb auch doppelt so viel zuhören solle als reden, dienten als Basiseinführung für die „Evangelisationsgespräche“. Wir als Organisatoren waren überzeugt, dass jedes Pfarrmitglied ein/e Missionar/in sein könnte und nur dazu ermutigt werden müsste, das Risiko einer Begegnung einzugehen.

Stadtmission und internationaler Kongress für eine neue Evangelisation: 23. Mai bis 1. Juni 2003

Nach den ermutigenden „Missionsexperimenten“ in der Vorbereitungsphase stellte schließlich die eigentliche zehntägige Stadtmission mit einem integrierten zehntägigen Kongress in Wien den ersten Höhepunkt der mehrjährigen Stadtmissionsreihe dar. Hoffte man noch am Beginn der zwei Vorbereitungsjahre auf die Mitarbeit von höchstens 30 Pfarren, so waren es schließlich bei der großen Stadtmission mehr als 110 Pfarren der Stadt Wien und 70 Gemeinschaften, Bewegungen und Orden auf lokaler und internationaler Ebene, die dieses Missionsprojekt mitgestalteten. Noch nie wurde in Wien in den letzten drei Jahrzehnten eine so umfangreiche Initiative der direkten Verkündigung auf so breiter kirchlicher Ebene mitgetragen.

Die Kirche Wiens zehn Tage auf den Straßen und Plätzen der Stadt

Unter dem Motto: „Öffnet die Türen für Christus“ wurden bei 1400 Missionsveranstaltungen (größtenteils in den Pfarren) rein statistisch mindestens 200 000 Menschen in der Stadt Wien direkt (!) angesprochen. Viele Pfar-

ren haben erstmals den direkten Kontakt mit den Menschen vor den Kirch Türen gesucht und in die weit geöffneten Kirchen zum Gebet eingeladen. Nicht wenige Aktionen dienten der Begegnung mit den Bedürftigen und Ärmsten der Gesellschaft. Große missionarische Veranstaltungen wurden im Stadtzentrum angeboten: Beim Jugendevent am Stephansplatz mit Stars aus Musik, Film und Show kamen allein 6000 junge Leute, die das Kreuz des Weltjugendtags in einem Festzug in den Stephansdom getragen haben. Viele von den Jugendlichen haben bei diesen Begegnungen das Gebet und sogar das Sakrament der Versöhnung neu entdeckt. Andere Darbietungen wie Musicals verschiedenster Gruppen genauso wie anspruchsvolle Kultur-events haben Tausende Menschen im Stadtzentrum angezogen. Familien- und Kinderfeste sowie Diskussionsveranstaltungen über Politik, Wirtschaft und Kultur wurden an Plätzen öffentlichen Lebens abgehalten. Künstler mit ihren Werken präsentierten sich in verschiedenen Kirchen und Galerien. Caféhäuser, Restaurants, Banken und Geschäftszentren dienten als Orte des Dialogs über den Glauben. Touristen berichteten sogar von einer geheimnisvollen „Aura der Freude“ in der Innenstadt von Wien. Und vor allem darf nicht vergessen werden, dass die zahlreichen kleinen Veranstaltungen in den Pfarren, die ohne viel Aufsehen durchgeführt wurden, bei vielen eine neue Hoffnung für die Zukunft ihrer Gemeinde aufkeimen haben lassen.

Oasen des Gebets als Einladung zur Begegnung mit Gott
Geistlicher Höhepunkt während der Stadtmissionswoche war ein

„Tag der Barmherzigkeit“ mit Teilnahme an den „Abenden der Barmherzigkeit“ in den Pfarren. In einigen Kirchen wurde ferner die ganze Woche über zur stillen oder mit meditativer Musik gestalteten eucharistischen Anbetung eingeladen. In ganz schlichter Form konnten Passanten ein Gebetsanliegen vor dem Altar in die „Worry-Box“ bringen und von der „Joy-Box“ ein Wort der Hoffnung aus der Bibel mitnehmen. Mittlerweile hat diese einfache Methode der offenen Kirche mit viel Musik und eucharistischer Anbetung, an der jede/r, gleich welcher Überzeugung und Vorgeschichte, teilnehmen kann, weltweit als einladende Form der Mission starke Nachahmung gefunden.

Reflexion: Warum vom „Wunder von Wien“ gesprochen wird und wie mit fünf Broten und zwei Fischen Tausende satt werden können

Kardinal J.-M. Lustiger aus Paris sprach zum Abschluss der Stadtmission immer wieder vom „Wunder von Wien“, weil er eine große Wende in der Kirche Wiens zu beobachten glaubte. Er erlebte eine auf die Vergangenheit fixierte und schwer belastete Kirche nun als eine in die Zukunft gerichtete und hoffnungsvolle Kirche. Womöglich weist dieses Wunder von Wien genau auf das Wunder Jesu der Brotvermehrung als einen entscheidenden Schlüssel für die Zukunft der Mission in Europa hin. Demnach müsste es darum gehen, dass die Christen die Brote und Fische ihres Glaubens in die Hände Jesu legen und dann von Gott selbst das Wunder der Sättigung so vieler tausender Menschen erhoffen. Dieses „Armut- bzw. Mangelverständnis“ der Pastoral ist

sicherlich schwer zu akzeptieren und scheint für eine gut dosierte und professionell organisierte Pastoral deutschsprachiger Länder zu naiv und realitätsfern zu sein.

Armut und der Geist der Kindschaft

Auch die katholische Kirche Wiens bemerkte bei der Stadtmission, wie schwierig es doch für die hauptamtlichen Seelsorger und „Profi-Verkündiger“ ist, den gebotenen „Geist der Kindschaft“ des Evangeliums mit der heutigen Verkündigung zu verbinden. Die Kirche war inzwischen reich geworden an Erfahrung, an Kompetenz, an gesellschaftlichen Positionen, an Häusern und an Geld – trotz zunehmenden Mitgliederschwunds. Im selben Moment wurde man aber gerade durch die persönlichen Begegnungen dieser Missionstage mit der eigenen Armseligkeit konfrontiert. Die Scham und Angst, über Gott zu sprechen, war nicht wegzuleugnen, ein persönliches Glaubenszeugnis schien noch immer zu intim und ausschließlich privater Natur. Aber die Zeit scheint heute herauszufordern, auf sehr persönliche Art auf den Hunger nach den „Brot des Evangeliums“ zu antworten. Wenn sich kirchliche Mitarbeiter wirklich Zeit nehmen für die unzähligen Menschen da „draußen“, trifft sie auch die Aufforderung Jesu sehr direkt: „Gebt ihr ihnen zu essen!“ (Mt 14,16b). Die herausfordernde Anfrage begleitet eine missionarische Seelsorge: Was macht es so schwer, wie ein Kind der Macht und dem Wort Jesu wieder Vertrauen zu schenken, dass unsere beschränkten Mittel schon für Sein Wirken ausreichen werden? Und warum nicht auch vertrauen in Wunder

von echten Bekehrungen? Jede erneute Hinwendung zu Gott bleibt immer ein Geheimnis Gottes selbst und ist das eigentliche Wunder christlicher Mission. Wie sollten die Herzen anderer Menschen anders erreicht werden, wenn nicht durch das eigene offene Herz des Verkündigers selbst? Die Menschen von heute fragen nach lebendigen Zeugen, deren Herzen von Gott selbst berührt worden sind. Von einem Gott „mit einem weit geöffneten Herzen“ wird in diesen Missionen gesprochen, der sich hingegen hat aus lauter leidenschaftlicher Liebe für jeden (!) Menschen. Die Kirche heute kann nur fruchtbar werden, wenn ihre Mitglieder sich selbst ganz persönlich destabilisieren lassen von den unmittelbaren Begegnungen mit den Menschen und so auch „arm werden“ vor Gott und den Menschen.

Offener Geist in der Kirche und die Allianz der Menschen guten Willens

Die Stadtmission in Wien zeigte, dass unterschiedlichste Personen miteinander arbeiten können, wenn zuerst die gemeinsame Aufmerksamkeit auf die Not und die Freude der Menschen in der Welt gelegt wird. Der Blick wendet sich nämlich von der Eigenbeobachtung weg hin zu den Bedürfnissen der Menschen dieser Gesellschaft; und das bewirkt eine neue Offenheit im Miteinander innerhalb der Kirche. Die jüngsten Erfahrungen zeigen, dass sich im gegenseitigen Vertrauen und Zuspruch die Gruppen mit den verschiedensten Begabungen und Charismen in der Kirche gerade beim „Großeinsatz Mission“ befruchtend ergänzen können. Die Dialogbereitschaft und Mitarbeit vieler außerhalb

der Kirche hat während der Stadtmission mehr als überrascht. Der gute Wille und die Bereitschaft, das Gute für die Gesellschaft zu suchen und umzusetzen, haben viele neue, auch sehr persönliche, Allianzen der Gottsuche geschaffen. Gerade Menschen aus den Medien und dem Bereich des kulturellen und politischen Lebens haben die anspruchsvolle Art des Austausches über den Glauben begrüßt und bis heute weiterentwickelt.

Ausbildung zur Mission und theologische Reflexion

Die Stadtmission in Wien wurde von Anfang an als eine notwendige Initialzündung für ein neues Missionsbewusstsein verstanden. Nicht wenige sind in dieses Geschehen vorerst hineingestolpert und wollten schnelle Früchte sehen. Das führte zwangsläufig zu Enttäuschungen in den ein, zwei Jahren danach. Es sollte aber ein Weg eröffnet werden, der erst mit Ausdauer und Geduld in den Pfarren und Gemeinschaften gegangen werden sollte. Nach den erlebten Erfahrungen galt es, das Bewusstsein um die Notwendigkeit neuer offensiver Verkündigung inhaltlich und geistlich zu vertiefen. Zur längerfristigen Weiterarbeit wurde den Pfarren ein „Missionarischer Weg mit vielen kleinen Schritten“ mit dem Titel „Apostelgeschichte 2010“ vorgeschlagen¹. Schließlich wurden (beginnend mit dem Herbst 2009) bei drei großen Diözesanversammlungen aus allen Pfarren und Einrichtungen der Erzdiözese 1500 Delegierte zusammengerufen, die den weiteren Weg beraten haben. Dabei wurde auch klar, dass wir in Zukunft ver-

¹ Vgl. dazu den Beitrag von Andrea Geiger in diesem Heft.



Eine Stadtmission kann immer nur ein Anfang sein – ein zartes Pflänzchen, aber mit Wachstumspotential!

mehrt Ausbildungsvorgänge brauchen, die die Christen/innen in den Gemeinden für die neuen Herausforderungen der Verkündigung zurüsten. Und neue Glaubens- und Missionsschulen in den Gemeinden werden nicht ohne vermehrte theologische Arbeit für die Mission in den Ausbildungshäusern der Diözese und der Universität funktionieren können.

Was bleibt und was wächst?

Im Gleichnis vom Sämann (Mk 4) wird erzählt, dass eben nur ein Teil der Saat auf fruchtbaren Boden gefallen ist. Denn nur dort bringt sie vielfache Frucht. Es kommt also immer auf beides an, zum einen, dass gesät wird, zum anderen auf den Boden! Und auch immer bleibt: Wer sehen will, wird auch sehen! So erinnere ich mich noch gut an die Jahre unmittelbar nach unserer ersten Pfarrmission neuen Stils vor 20 Jahren in einer obersteirischen kleinen Arbeiterstadt. Ein Kaplan,

der dort später auch Dienst tat, beklagte sich öffentlich, dass er keine Früchte der Mission sehe. Ein paar Jahre später kontaktierte mich ein anderer Priester, der anschließend dort in derselben Pfarre einen Dienst übernommen hatte: Er wolle mir einfach sagen, wie unendlich dankbar er für die Pfarrmission wäre, weil sein Dienst dort hauptsächlich darin bestünde, ständig die Früchte dieser Mission zu ernten. Vielleicht haben beide auf ihre Weise Recht. Das Entscheidende ist gerade bei der Liebe nicht immer gleich sichtbar. Aber erfahren kann es immer, wer bereit ist, sein Herz zu öffnen. Wenn ich allein an die vielen Menschen denke, die ich persönlich kenne, die seit der Wiener Stadtmission einen ersten oder neuen Weg mit Gott begonnen haben, dann erfüllt es mich mit unendlich großer Dankbarkeit.

Zusammenfassend darf festgehalten werden, dass in Zeiten

des kirchlichen und gesellschaftlichen Umbruchs das Zusammenkommen VIELER eine unglaubliche Stärkung für die Christen/innen bedeutete. Es wird zwar immer wieder der Eventcharakter kritisiert, aber wenn viele sich gegenseitig aufbauen und ermutigt werden, sich aus den Kirchenmauern hinauszutragen, dann ist Wesentliches für die Zukunft der Kirche passiert. Wir brauchen solche „Tabor-Erfahrungen“, Momente besonderer Freude, um den Alltag auch neu leben zu können. Viele tausend Menschen haben einen Impuls bekommen. Vor allem aber ging es bei all diesen Stadtmissionen von Wien bis Budapest inmitten dieser säkularen und pluralen Gesellschaft um die Entdeckung einer „Mission des Erbarmens“. Gott hat Erbarmen mit jedem (!) Menschen – und das geschieht konkret von Angesicht zu Angesicht! Das macht die entscheidend neue Qualität heutiger Verkündigung aus. Die wahren Früchte wird man wohl erst mit den Jahren sehen und entdecken müssen. Kardinal Schönborn in Wien bezeichnet auch nach knapp zehn Jahren die Stadtmission als eine entscheidende Wende für die Erzdiözese. Ein grundlegender Perspektivenwechsel von einer auf sich selbst gerichteten, um sich selbst kreisenden Kirche auf eine nach außen orientierte, eine missionarische Kirche sei vollzogen. Eigentlich eine „Selbstverständlichkeit“ für Christen; aber vielen Beteiligten dieser Missionen ist auf neue Weise die Erfahrung geschenkt worden, dass der Blick der Hoffnung für jeden Menschen nur möglich wird im Blick auf Jesus selbst, den Auferstandenen, der auch heute lebt. ■

„... Freude in Fülle haben ...“

Apostelgeschichte 2010 – ein „viel-stimmiger“ diözesaner Prozess

Andrea Geiger

Aus der Stadtmission in Wien 2003 (vgl. den Beitrag von Otto Neubauer in diesem Heft) entwickelte sich eine Bewegung, die das Ziel hatte, die Erfahrungen des Missionarischen zu sichern und in einem für die Pastoral der Erzdiözese fruchtbaren Prozess weiterzutragen. Andrea Geiger führt diesen Pastoralprozess in einem fragend-nachdenklichen Essay auf die biblische Apostelgeschichte zurück.

„Back to the roots“ heißt es auf Englisch, wenn „der Karren verfahren“ ist, man nicht mehr weiter weiß, das Ziel aus den Augen verloren hat oder einfach sich neu orientieren muss und will. „Zurück zu den Wurzeln“ klingt zwar nicht ganz so peppig, passt aber für uns ganz gut. Diesem Ansinnen kann ein Jesaja-Wort entgegengestellt werden: „Denkt nicht mehr an das, was früher war; auf das, was vergangen ist, sollt ihr nicht achten. Seht her, nun mache ich etwas Neues. Schon kommt es zum Vorschein, merkt ihr es nicht? Ja, ich lege einen Weg an durch die Steppe und Straßen durch die Wüste“ (Jes 43,18 f.).

Spätestens jetzt ist der Einwand berechtigt, dass Bibelzitate nicht wahllos in die Gegend geschleudert werden sollen. Auf den Kontext achten, Zusammenhänge herstellen, Historizität wahren! Und wo beginnen die Wurzeln? Bei Jesus? Wo fängt Christ-Sein an? Wo fängt Kirche-Sein an? Anders herum gefragt: Was also ist das Neue, das zum Vorschein kommt?

Der Beginn des Prozesses „Apg 2010“ liegt in den Erfahrungen der Stadtmission 2003 in Wien. Natürlich baute auch die Stadtmission ihrerseits schon auf vielen anderen Erfahrungen auf. „Öffnet die Türen für Christus!“ war das Motto. In großen gelben Lettern, ausgehend vom Stephansdom quer über die ganze Stadt Wien verteilt, war es kaum möglich, sich im Mai 2003 diesem Geschehen zu entziehen. Mehr oder weniger aufdringlich – mehrere hundert vornehmlich junge Leute aus der ganzen Welt, vermischt mit unzähligen engagierten Frauen und Männern aus Wiener Pfarren, Ordensgemeinschaften und Bewegungen auf den Straßen, Plätzen, Einkaufszentren, Schulen, Lokalen – Begegnung suchend, offensiv, freundlich, einladend. Offene Türen, offene Herzen – das „Gespräch über Gott und die Welt“ mit den Menschen suchend. Und dazwischen war viel Zeit für gemeinsamen Austausch und Impulse, für Stille, getragen von Gebet und einer starken Feier der Liturgie. Und irgendwo dazwi-

schen sind auch wir uns über den Weg gelaufen ...

Mission heißt also das Zauberwort, mit dem die Kirche sich aufgrund der Vergangenheit so schwer tut, das allerdings eine von zwei tragenden Säulen der Kirche ist. Mission war in einem Land wie Österreich, wo praktisch jede und jeder von Geburt an katholisch war, auch nicht notwendig. Expandieren? Wo wir uns gerade in Mäuselöchern verkriechen sollten, weil wir weniger werden und gerade ziemlich peinlich sind – zwar noch mit genug Ausnahmen, aber gerade vom Großteil junger Menschen werden wir so wahrgenommen. Mission als paradoxe Intervention in Zeiten der Kirchenkrise? Mission, dem Mainstream zum Trotz, als Überbrückung demographischer Entwicklungen, Überalterung, Mitgliederschwund, Unzeitmäßigkeit? Mission als kecke Aufpeppung, um modrigen Kirchengeschmack zu übertünchen, um zumindest ein bisschen cool zu sein?

Was hat die damals angetrieben? Damals – als noch niemand katholisch war. Zurück zu den

Wurzeln – Nachschlagen in der Apostelgeschichte! „Wir können unmöglich schweigen von dem, was wir gesehen und gehört haben“ (Apg 4,20) – Zeugen gesucht! Was also hat die damals zu Zeugen gemacht? – Ein Zeuge, eine Zeugin, redet selten von Dingen, die er/sie nur gelesen oder gelernt hat oder vom „Hörensagen“ kennt. Kein Gerüchtemarktplatz. Zeugen und Zeuginnen wollen wir sein. Was haben wir zu bezeugen? Wovon können wir unmöglich schweigen? Was erfüllt mich mit so großer Freude, mit Hoffnung? Was ist es, was ich unbedingt mit anderen teilen möchte, anderen mitteilen muss? Das wird Thema der ersten Diözesanversammlung sein müssen! Doch soweit waren wir zu dem Zeitpunkt noch nicht.

Weiterlesen in der Apostelgeschichte! – Wir hatten so viele gute Ideen, wie die Kirche sich verändern muss, wie sie besser in unser Heute passt. „Euch steht es nicht zu, Zeiten und Fristen festzulegen [...] aber ihr werdet den Heiligen Geist empfangen [...] und ihr werdet meine Zeugen sein“ (Apg 1,4–8).

Spätestens jetzt war eines klar – für mich, für das ganze Team: Wir können hier keinen Prozess initiieren, begleiten, was auch immer. Ich muss mich einlassen auf den Prozess, muss selber in die Lebensschule Jesu gehen. Der Missionsauftrag Christi heißt, alle Menschen in seine Lebensschule einzuladen. Gut – selbst Schülerin werden und mich berühren lassen von Seinem Freundschaftsangebot.

Weiterlesen in der Apostelgeschichte! Und da die Apostelgeschichte das zweite Buch des Evangelisten Lukas ist, gleich das erste Buch, das Lukasevangelium, mitlesen ... – Lernen. Andere

einladen. Plötzlich werden eigene Schwächen deutlich sichtbar und spürbar. Auch gut gelernte Theologie verblasst im Reden-Wollen über das, was mir Halt und Hoffnung ist, wer Gott für mich ist. Nicht genügend. Doch Gott ist barmherzig, schenkt Brüdern und Schwestern (die können zwar manchmal nerven, aber schließlich nerve ich auch die anderen). In Gemeinschaft lernen. Wie damals.

Aus der Apostelgeschichte haben wir zwei große Begriffe herausgefiltert: Sammlung und Sendung. Immer wieder treffen sich die Jünger und Jüngerinnen, tauschen sich aus über das, was der Herr wirkt, beten gemeinsam um Wunder, Zeichen und Heilung. Daraus kommt die Kraft zur Mission, zur Sendung. Man kann sich nicht selber senden. Mission ist also die so genannte Zentrifugalkraft der Kirche. Sendung: Kirche ist Proexistenz, ist für andere da. Aber eine Zentrifugalkraft setzt eine Zentripetalkraft voraus: Sammlung. Die katholische Höchstform heißt Eucharistie, ist aber nicht die einzige Form von Sammlung. Womöglich brauchen wir vielfältige gemeinsame (Ver-)Sammlungserfahrung, damit wir neu „eucharistiefähig“ werden?! Womöglich müssen wir Erzähl- und Deutungsgemeinschaft werden (wie in Lk 24 beschrieben), um den Herrn in der Eucharistie erkennen zu können.

Aus diesem Begriffspaar hat sich das Konzept für den Prozess „Apg 2010“ entwickelt: Sammlung und Sendung. Zeit ist eines der wertvollsten Güter. Lange haben wir gerungen über Größe und Dauer des Prozesses, der drei dreitägigen Diözesanversammlungen, einer Missionswoche, einer Romwallfahrt. Ist das zumutbar? Nein, ist es nicht. Außer – es

passiert etwas ganz Wesentliches, etwas, worüber man dankbar sein kann, unmöglich wird schweigen können. Nun gut, das können wir nicht machen. Das Einzige, was wir machen können, ist, einen Raum zu öffnen und zu gestalten, in dem Begegnung stattfinden kann. Möglichkeiten anbieten, die Erfahrungswelten der Menschen öffnen. Wir brauchen einen Raum, in dem wir offen reden können, in dem wir zuhören können, in dem wir lernen, aufeinander und vor allem auch auf andere zuzugehen. Wertschätzung und liebevolle Aufmerksamkeit sind dazu wichtige Zutaten, neben einem guten Kaffee oder Tee und einer gewissen Ästhetik. Und:



Andrea Geiger ist Mitarbeiterin im Pastoralamt der Erzdiözese Wien, hatte die Gesamtkoordination des Prozesses Apg 2010 und ist Mitglied der Steuerungsgruppe für den Diözesanen Entwicklungsprozess Apg 2.1/Masterplan in der Erzdiözese Wien.

Wir müssen beten – um Zeichen und Wunder. Wir müssen uns getragen wissen vom Gebet unserer Brüder und Schwestern. Müssen darauf vertrauen lernen, dass auch heute Zeichen und Wunder geschehen.

Und schließlich: „Umkehr“ ist angesagt. Alle tollen Pläne und

Buchempfehlungen zum Schwerpunktthema dieses Heftes:



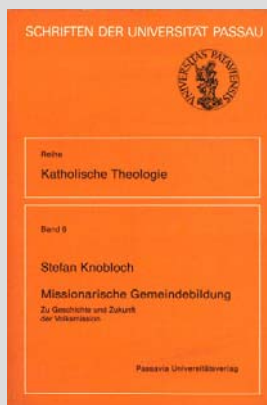
Reinhard von Bendemann / Markus Tiwald (Hg.), Das frühe Christentum und die Stadt (Beiträge zur Wissenschaft vom Alten und Neuen Testament 198), Stuttgart 2012.

Das Buch fasst die Beiträge von zwei Tagungen in der Nähe von Bochum zusammen. Es fragt nach der Rolle der Städte für das Selbstverständnis der Christen und als Bedingung der Ausbreitung der Botschaft Jesu auf dem Hintergrund der Texte des Neuen Testaments. Der Bogen spannt sich von einem grundlegenden Beitrag über „Das frühe Christentum und die Stadt“ über das Antiochia des Hebräerbriefs und frühchristliche Pluralität in Ephesus bis hin zum Glauben auf dem Marktplatz von Korinth und der Hauptstadt Rom als „Ziel aller Wege“.



Philipp Elhaus / Christian Hennecke (Hg.), Gottes Sehnsucht in der Stadt. Auf der Suche nach Gemeinden für Morgen, Würzburg 2011.

Der Sammelband vereint in ökumenischer Weise Erfahrungen der anglikanischen, der evangelischen und katholischen Kirche auf der Suche nach neuen Wegen, in der Stadt missionarisch Kirche zu sein.



Stefan Knobloch, Missionarische Gemeindebildung. Zu Geschichte und Zukunft der Volksmission (Schriften der Universität Passau. Reihe Katholische Theologie 6), Passau 1986.

Eher ein etwas antiquarisches Dokument aus vergangener Zeit, steht das Buch an der Schwelle von der Volksmission zur Gemeindemission. Nach historischen Darlegungen des Autors ist insbesondere der Abschnitt über den Einfluss der französischen Mission Generale auf Deutschland lesenswert. Der Fokus wird dabei auf die Diözese Passau gelegt. Viele Formulierungen dieses Zeitdokuments müssen für heutige Bedarfe „übersetzt“ werden, dann ist es dennoch nicht nur aus historischem Interesse mit Gewinn lesbar.

Zielformulierungen über Bord werfen, Vertrauen lernen. Ein mühsamer Weg für Leute, die gern alle Fäden in der Hand haben, die den Überblick haben wollen und genau wissen, wo es langgeht. Zurück zu den Anfängen. Angewiesen sein auf das

Wohlwollen der anderen. Ohrfeigen einsammeln. Ein großes Wagnis kann beginnen – ohne Papier – hinhören, was der Herr uns heute sagen will. Der Stephansdom schien uns der richtige Ort für die Diözesanversammlungen zu sein – die Kathedrale

in der Erzdiözese Wien. Aufeinander zu hören und gemeinsam auf den Herrn zu hören wollten wir nicht voneinander trennen. Es ist ein Ineinander und Zueinander – wie gemeinsames Priestertum und Dienstpriesteramt. So war die Gebets- und Feiernver-

sammlung das tragende Fundament für die Auseinandersetzung. Erzähl- und Deutungsgemeinschaft miteinander zu leben braucht Zeit und Geduld.

Eine Wallfahrt nach Rom – auf den Spuren der Apostel – im Paulusjahr: In unserem Gepäck tragen wir neben dem alltäglichen Kleinkram die Zukunft der Erzdiözese Wien, unsere Zukunft mit allen Herausforderungen als Wallfahrtsbitte. Ein schweres Gepäck mit so vielen Fragen. Wir gehen mit Paulus den Weg der Via Appia Antiqua auf Rom zu, wir feiern bei den Callistus-Katakomben die Vesper, ahnen schon ein wenig vom Schiffbruch. Wissen uns aber hineingenommen in Gottes Heilsgeschichte und können Ballast abwerfen, zumindest als Bitte.

So steuern wir (trotz akribischer Vorbereitung) in die Ungewissheit der ersten Diözesanversammlung im Wiener Stephansdom, 1200 Delegierte aus fast allen Pfarren, Ordensgemeinschaften, kategorialen Einrichtungen, Gemeinschaften und Bewegungen der Erzdiözese Wien sind angemeldet: Die Erwartungen sind hoch, angespannte Atmosphäre. Loslassen, wir wollen Vertrauen lernen. Der Bischof trägt die Heilige Schrift durch die Versammelten im Dom: „Verkündend das Reich Gottes – mit allem Freimut, ungehindert ...“ – die letzten Worte der Apostelgeschichte als Leitmotiv und gleichermaßen als Brücke zu unserem Heute. Was oder wen verkünden wir? Schaffen wir eine gemeinsame Verständigung und Ausrichtung auf diese Frage? – Jesu Herz ist geöffnet für die Welt! Anknüpfen beim Verbindenden, um mögliches Trennendes zu bewältigen. Vieles behindert uns aber auch, haben wir festgestellt.

Die Bandbreite war und ist noch groß – Strukturelles wie Persönliches, Vergangenes, alte Wunden, Sprachlosigkeit, (mangelnde) Erfahrungen – gemeinsam können wir kleine Schritte machen. Aber wir haben uns gemeinsam auf den Weg gemacht. Wir wollen Dankbarkeit lernen und unsere Erwartungen auf das Wesentliche konzentrieren. Mit dem Psalm 27 haben wir uns eingestimmt: „Hoffe auf den Herrn und sei stark. Hab festen Mut und hoffe auf den Herrn.“

Fünf Monate später – die zweite Diözesanversammlung (zu den 1200 Delegierten sind 200 hinzugekommen) – mitten in einer der dunkelsten Zeiten der jüngeren Wiener Kirchengeschichte. Die Missbrauchsskandale der Kirche füllen die Zeitungen, wir wollen dennoch den Faden nicht verlieren. Es tut weh, erfüllt mit Scham. Plötzlich wollen viele schweigen. Das Thema der Versammlung ist: „Wie verkünden wir? – Mit allem Freimut, ungehindert.“ Und das nächste Paradox: Miteinander leiden und uns dennoch vorbereiten auf die Missionswoche. Vielleicht war es gut, dass die Versammlung mitten in der Fastenzeit war. Die Erinnerung an das Kreuz war prägend und nachhaltig. Gerade hier wurde klar, dass so vieles nicht planbar ist. Die Erfahrung von Gemeinschaft in der Versammlung hat sich verdichtet.

Mit Christi Himmelfahrt beginnen wir in guter alter Tradition, eine große Novene zu beten, wie Maria mit den Aposteln und den Frauen gemeinsam im Obergemach (Apg 1,13 f.), vertrauend und doch angsterfüllt, hinter verschlossenen Türen. Doch Gottes Geist wirkt auch durch verschlossene Türen. Dann kann Pfingsten passieren, weil Sein Geist uns

heute von Neuem antreibt. Alleine die Freude darüber kann missionarische Kraft haben, noch ganz absichtslos. Hinaus auf die Plätze und Straßen, die Türen und Tore weit öffnen, weil es uns gut tut und weil wir eine Heilsgewissheit in uns tragen, die wir mit allen teilen möchten. Weil Gott selber Mensch wurde, um uns ganz nahe sein zu können, weil seine Sehnsucht nach uns ihn ganz verzehrt hat. Zur Freiheit hat er uns berufen, heilig sollen wir werden, weil wir heilig sind, nicht aufgrund unserer Verdienste, sondern weil er uns liebt. Das ist Gnade, sein Geschenk an uns. Und darum können wir auf andere Menschen zugehen, mit ihnen lachen und leiden, ihnen zuhören, können wir aufmerksam und liebevoll sein. Nicht die Kirche verkünden wir, sondern als seine Kirche verkünden wir ihn, dürfen wir seine Frohe Botschaft mit den Menschen teilen, besonders mit den Armen und Leidenden. Das entlastet und befreit.

Herauskrystallisiert schon bei der ersten Diözesanversammlung, angekündigt bei der zweiten Versammlung wird ein Studientag zum Thema „Gemeinde“ als Vorbereitung der dritten Diözesanversammlung eingeschoben. 250 Delegierte werden eingeladen, sich einen Tag lang in konzentrierter Weise den Herausforderungen zu stellen, die helfen sollen, Gemeinde vor Ort in Zukunft zu leben. Und dies als Schwestern und Brüder in vor Ort gelebter Gastfreundschaft im Sinn des Evangeliums. Eine Zeit des Gemeinde-Aufbaus und der Gemeindegründungen steht uns bevor!

Die dritte Diözesanversammlung, ein Jahr nach der ersten: 1500 Delegierte. Wir haben Zeit,

Erfahrungen auszutauschen. Was hat der Herr gewirkt, auch durch mich/uns? Was heißt es heute für mich als Christ / als Christin, in meiner Berufung in der Welt / in meinem kirchlichen Dienst zu stehen? – Perspektiven und Selbstverpflichtungen – um mit allem Freimut, ungehindert ... Nach all den Erfahrungen und der Freude darüber, die wir während der Missionswoche erlebt haben, steht uns die Erzählung aus Apg 27 und 28 ins Haus: der Schiffbruch vor Malta und unsere Zukunft als Christinnen und Christen in der Erzdiözese Wien. Jetzt klingt ein Schiffbruch wenig verheißungsvoll als Zukunftsmodell. Dennoch waren es die großen und mächtigen Bilder in dieser Erzählung, die uns getröstet in die Zukunft schauen lassen. Es ist nicht die Suche nach Schuld und Schuldigen, nicht das Festklammern an Liebgewordenem, sondern vielmehr Umkehr und Neuausrichten ist die Herausforderung. Und wieder haben wir uns mit einem Psalm eingestimmt: „Du führst mich hinaus ins Weite. Ja, du machst meine Finsternis hell. Ich will dich rühmen, Herr, meine Stärke ...“ (Ps 18). Die Erinnerung an das Geschenk der Taufe als Zusage Gottes: „Du bist mein geliebtes Kind! Du hast meinen Geist empfangen!“ bildete darum mit einem gemeinsam schweigenden Augenblick vor dem eucharistischen Herrn den Abschluss dieses Kapitels Apostelgeschichte, das wir in diesen zwei Jahren mitschreiben durften. Er sendet uns aus dieser Sammlung heraus aufs Neue in unser/sein Heute – das Reich Gottes zu verkünden – mit allem Freimut, ungehindert ...

Und wieder von Neuem: in die Lebensschule Jesu gehen – seine Schülerin sein, vom Meister

lernen, sein Zugehen auf die Menschen, sein Mitgehen und Mitleiden, sein aufmerksames Da-Sein und seine Hingabe für die Nöte der Menschen, seine heilende Umarmung. Ja, auch mein Herz brennt. Ein wenig besser verstehe ich nun die Jünger mit Beinamen Emmaus. Die Sehnsucht bleibt, dass er mitgeht, uns den Sinn der Schrift erschließt und unser Leben und die Welt darin deutet, dass wir Ihn erkennen können, wenn Er im gebrochenen Brot gegenwärtig ist. „Bin ich / Sind wir (noch) erfüllt von der Freude in Fülle, die ansteckt? Von der Freude, Gott zu erkennen und von Ihm erkannt zu werden, Ihn zu schauen und Ihm anzugehören?“ (vgl. Evangelii nuntiandi 9). Wie können wir uns gegenseitig dabei helfen und uns gegenseitig ermutigen? Und wie können wir als Kirche gemeinsam Licht der Welt, Salz der Erde, Freude und Hoffnung für die Menschen werden, gerade auch für die, die am Rand (oder schon im Abseits) der Wohlstandsparty immer mehr werden? Seit Anbeginn der Kirche scheint das ein „Dauerbrenner“ zu sein. Hätte sonst Paulus schon an die Galater (4,15) schreiben müssen: „Wo ist eure Begeisterung geblieben?“ Welche Strukturen sind dazu hilfreich und dienlich? Wie setzen wir die vorhandenen Ressourcen in Zukunft ein, um das zu unterstützen, zu fördern und zu begleiten? Ein schwieriger Weg liegt vor uns. Wir werden angewiesen sein auf den langen Atem von Gottes Geist, der Freude, als Schwestern und Brüder ausgesetzt zu sein, der Gastfreundschaft der Welt. Die Lebensschule Jesu strukturiert sich – zumindest im biblischen Modell – nicht in Klasse-Zimmern, hat wenig von baro-

ckem Prunk. Und Hütten bauen war auch nicht en vogue, pastorale Wehrtürme genauso wenig wie Elfenbeintürme. Von diplomatischen Banketts und staatstragenden Audienzen ist auch nicht viel die Rede. Vielmehr ist die Lebensschule Jesu ein Weg des Hingehens zu den Menschen im Allgemeinen und im Speziellen zu den Ausgestoßenen und Aussätzigen. Da bleibt die Frage: Zu wem würde Jesus heute hingehen? Womöglich zu den Einsamen und Verrückten, den Süchtigen und Leidenden, den Partyjunkies und den Hungernden? Plötzlich kommen wir nebeneinander zu sitzen auf der Schulbank Jesu: Bischöfe, Priester, getaufte Frauen und Männer, junge und alte Leute.

Machen wir es uns also nicht zu einfach. Schieben wir den Ball nicht auf andere, die es vielleicht besser machen sollten, könnten. Jede und jeder persönlich ist angefragt. Und als Gemeinschaft von Glaubenden sind wir angefragt. Hören wir weiter aufeinander und auf Ihn. Am Ende des Prozesses von „Apg 2010“ stehen keine gefüllten Aktenordner mit Protokollen und Anweisungen. „Apg 2010“ war keine ISO-Zertifizierung für die Erzdiözese Wien. Sondern vielmehr sollte durch uns ein Hauch spürbar werden, wie es Paulus an die Korinther (2 Kor 3,3) schreibt: „Unverkennbar seid ihr ein Brief Christi, ausgefertigt durch unseren Dienst, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht auf Tafeln aus Stein, sondern – wie auf Tafeln – in Herzen von Fleisch.“ Oder eben: Apg 2.1/Masterplan – „... damit wir Seine Freude in Fülle in uns haben“ (vgl. Joh 17,13c). ■

Missionale Düsseldorf – Bemühungen um eine Mission vor der eigenen Tür

Michael Hänsch

Die Missionale greift die Idee der Großstadtmissionen für Düsseldorf auf. Michael Hänsch reflektiert die Erfahrungen und zeigt auf, wie die Missionale in eine Bewegung hin zu einer missionarischen Kirche einschwingen kann.

Einführung

In einer Zeit des Wandels muss auch die missionarische Aufgabe der Kirche neu bedacht werden. Zunehmend wird klar: Mission findet bei uns – vor der eigenen Tür – statt. Die Kirche unterstützt nicht nur Mission, sondern die Kirche selbst ist Mission. Aber wie sieht eine ganzheitliche Mission vor unserer eigenen Tür eigentlich aus? Haben wir schon genug Grundlagen und Erfahrungen, die es uns erlauben, eine pastoraltheologische, missionarische Perspektive zu formulieren, die für die postmoderne Zeit relevant sein kann? In Düsseldorf haben wir uns aufgemacht, eine Mission vor der eigenen Tür auszuprobieren und Erfahrungen zu sammeln. Einen entscheidenden Anstoß dazu haben wir von den „Stadtmissionen“ in europäischen Hauptstädten – insbesondere 2003 in Wien – zu Beginn des neuen Jahrtausends erhalten. Ganz wichtig ist für uns dabei geworden: ein ausdrücklicher, über mehrere Monate sich erstreckender geistlicher Weg der Vorbereitung für die eigentlichen Veranstaltungstage der Stadtmission. Der Austausch

mit der Evangelisations-Akademie in Wien gibt uns Anregungen und Ermutigungen für unsere Gehversuche einer missionarischen Pastoral, die wir mit unterschiedlichen Projekten seit 2006 experimentierend und suchend in Düsseldorf gehen.

Missionale Düsseldorf 2009 – Öffnet die Türen für Christus

Von Pfingsten bis Fronleichnam 2009 haben wir eine stadtweite missionarische Initiative durchgeführt, um den Menschen eine Begegnung mit Jesus Christus zu ermöglichen. „Missionale Düsseldorf 2009 – Öffnet die Türen für Christus“ war der Titel und Leitgedanke dieser Initiative. Damit sollte an den begeisterten Schwung und die positiven Erfahrungen des Weltjugendtages angeknüpft werden. Der theologische Leitgedanke für diese Initiative lautet: „Öffnet die Türen für Christus!“ Damit wurde ein Wort Papst Johannes Paul II. aus den ersten Monaten seines Pontifikates aufgenommen. Die Kirche muss wieder missionarisch werden – ganz konkret: jeder einzelne Christ, jede Gruppe und jeder Verband, jede Pfarrge-

meinde. Denn Kirche ist ihrem Wesen nach missionarisch, auch wenn viele mit dem Begriff „missionarisch“ falsche Assoziationen verbinden.



Dipl.-Theol.
Michael Hänsch
ist seit 1998
Geschäftsführer
der Katholischen
Kirche und des
Katholikenrates in
Düsseldorf.

Im Zugehen auf die Missionale haben wir unser Verständnis über die Zielgruppen der Missionale entwickelt. Jede Evangelisierung beginnt bei uns selbst. Darum unterscheidet die Missionale Düsseldorf 2009 nicht zwischen Missionierenden und Missionierten. Jeder ist eingeladen und aufgefordert, einen ersten oder weiteren Schritt auf Jesus Christus zuzugehen. Die Veranstaltungen der Missionale wen-

den sich an „kirchenferne“ ebenso wie an „kirchennahe“ Zeitgenossen. Die Vielfalt und Unterschiedlichkeit des Programms machen dies deutlich. Natürlich versuchten wir, mit Menschen in Kontakt zu kommen, die nicht zum Kreis der mehr oder weniger regelmäßigen Gottesdienstbesucher gehören. Dies wurde deutlich bei Aktionen auf Straßen, Plätzen und öffentlichen Orten („rotes Sofa“, „Straßenevangelisation“, „SprechZeit – hier hat Kirche ein Ohr für Sie!“), aber auch bei Veranstaltungen kirchlicher Träger, bei denen diese Zielgruppen stark vertreten sind. So

ser und alle Altenzentren in kirchlicher Trägerschaft waren mit eigenen Programmen dabei. Auch einige Ausstellungen, öffentliche Installationen, Begegnungsprojekte und eine ganze Reihe von Konzerten hatten diese Besuchergruppen vor Augen. Dass wir dabei immer auch eine Ermutigung und Stärkung der „eigenen Leute“ im Blick hatten, ist selbstverständlich.

Nach einer mehr als anderthalbjährigen Vorbereitungszeit, die eine ganz eigene Struktur der Leitung und Beteiligung entwickelt hat, fand vom 1. bis 11. Juni 2009 die Missionale statt. Das

Der Lernweg der Missionale

Bei der Vorbereitung und Durchführung der Missionale sind uns Dinge wichtig geworden, die für ein Nachdenken über missionarische Pastoral vielleicht Anregungen und „Bausteine“ sein können.

Jede Glaubenskommunikation braucht eine Vision

Diese Vision muss klar, deutlich, bildhaft, motivierend, begrifflich umsetzbar sein. Unsere Vision war: „Öffnet die Türen für Christus“ an vielen Orten in Düsseldorf.

Dieser Leitgedanke wurde auch der Werbeträger. Dieser Leitgedanke hat uns motiviert und hat viele Mitwirkende angeregt, sich in ihrem Umfeld mit Projekten als „Türöffner“ zu betätigen. Wir haben gelernt, dass der Wert einer klaren Vision und deren Vermittlung durch einen griffigen Slogan unendlich wichtig sind.

Die Zumutung, über den eigenen Glauben und Unglauben reden zu lernen

Die wohl wichtigste Erfahrung bei der Missionale war es, dass wir auch im innersten Kreis von MitarbeiterInnen neu lernen mussten, über den eigenen Glauben – und auch Unglauben – zu reden. Alle Maßnahmen in der Vorbereitung der Missionale haben wir immer eng mit einem Gespräch über den persönlichen Glauben und Glaubensweg verbunden. Wir durften erleben, dass dies auch für die Teilnehmenden ermutigend und von Interesse war.

Der wohl dichteste Moment in diesem Bemühen war die erste Missionswerkstatt mit über 150 Teilnehmenden, bei der wir – sicher überraschend für alle – keine Informationen gegeben haben, sondern die Menschen



Aktionen bei der Missionale: rotes Sofa.

beteiligten sich 20 Schulen mit Projekttagen oder Aktionen an der Missionale, 45 Kindertagesstätten boten Programme an, zu denen die Eltern und Großeltern der Kinder gezielt eingeladen wurden, zahlreiche Krankenhäu-

Programmheft weist über 450 Veranstaltungen und Initiativen aus, die von Missionale-Teams, Pfarrgemeinden, Verbänden, kirchlichen Einrichtungen und Institutionen vorbereitet und durchgeführt wurden.

gebeten haben, sich zu unserer Leitfrage „Wer hat Dir eine Tür auf Christus hin geöffnet?“ ganz persönlich in Zweier- oder Dreiergruppen auszutauschen. Es war, als ob wir wirklich eine Tür geöffnet haben. Es scheint ein hohes Bedürfnis zu geben, über den eigenen Glauben zu reden. Gleichzeitig gibt es aber auch eine Unsicherheit bzw. eine Notwendigkeit der Einübung, wirklich auch persönlich über Glaubensfragen zu sprechen.

Neuentdeckung von Glaubenskursen

Ein wichtiges Ergebnis unserer Missionale war die Neuentdeckung von Glaubenskursen. Wir bemühen uns seit der Missionale, in Düsseldorf an verschiedenen Orten Glaubenskurse zu etablieren. Dabei haben wir uns für das Modell aus Vallendar (Wege erwachsenen Glaubens) entschieden. Wir machen die interessante Beobachtung, dass Teilnehmende an den Glaubenskursen nach Beendigung eines Kurses ein hohes Bedürfnis nach Fortführung bzw. einem regelmäßigen Austausch haben. Diese Menschen finden meistens keine „Andockmöglichkeiten“ in den herkömmlichen Gemeinden. Wir experimentieren zurzeit mit Treffen auf Stadtebene. Die Teilnehmerzahlen dabei sind steigend.

Wir haben einen eigenen Stil – zusammen beten, zusammen planen/arbeiten, zusammen essen und feiern – unserer Treffen entwickelt, den wir für wegweisend halten

Bei jedem Treffen der „Runde der 72“ (ein Kernkreis der Missionale), bei den Missionswerkstätten und bei anderen Vorbereitungstreffen haben wir uns Zeit für einen längeren geistlichen

Impuls oder eine Gebetszeit gelassen. Das war etwas anderes als ein obligatorisches Vaterunser zu Sitzungsbeginn. Dieser Start hat unsere Beratungen inhaltlich und atmosphärisch geprägt. Am Ende haben wir immer zusammen ein einfaches Essen geteilt, für das jeder irgendetwas mitbrachte. Diese Form haben wir allen Missionale-Teams empfohlen. Wir haben diese Form auch in andere Arbeitsbereiche unseres Stadtdekanates gewinnbringend übernommen.

Es machte Sinn, sich immer zu zweit auf den Weg des Evangeliums zu machen

Nach biblischem Beispiel sind unsere „Missionare“ zu zweit los-

Teams zu initiieren, Straßenevangelisation). Man konnte sich zusammen vorbereiten, zusammen vorher beten, sich in der Situation gegenseitig stützen und nachher miteinander reflektieren. Was bei knappen Ressourcen als „Luxus“ erscheinen mag, wirkt sich als entscheidende Motivationsstärkung aus.

Es braucht „Werkstatt-Orte“ für die Glaubenskommunikation

Für Mitarbeitende haben wir zur Qualifizierung und zur Vertiefung des eigenen Glaubens regelmäßig ab Januar 2008 alle zwei Monate eine so genannte „Missionswerkstatt“ angeboten. Dieses Angebot existiert in unserem Stadtdekanat bis heute. Es kamen



Aktionen bei der Missionale: Konzert von Gen Rosso.

gegangen. Das hat sich besonders bei schwierigen Gesprächen bewährt (Besuch in Gemeinden, um

regelmäßig über 100 Personen zu den samstäglichen Veranstaltungen von 12:00 bis 18:00 Uhr. Diese

Missionswerkstätten waren Orte des theologischen Lernens, des Gesprächs über den eigenen Glauben und der konkreten Vorbereitung auf ein missionarisches Handeln.

Es war wichtig, zu planen und zu organisieren, aber ebenso wichtig, die Missionale ins Gebet zu nehmen

Hier stand die Glaubwürdigkeit unseres Ansatzes auf dem Spiel. Wir haben in unseren Missionale-Teams viel gebetet, aber auch Mitbeter in den Klöstern, Altenheimen und Gemeinden gesucht. Dieses Anliegen wurde während der Missionale in vielfacher Weise aufgegriffen: Gebetsnovene zur Vorbereitung der Missionale, Gebetszettel mit Grundgebeten und natürlich immer intensive Gebetszeiten während der Vorbereitung und Durchführung der Missionale.

Es lohnte sich, etwas mehr zu riskieren, als man sich bisher zugetraut hatte

Die Idee war, zu versuchen, im missionarischen Engagement einen Schritt weiter zu gehen als bisher. Dieses formale Ziel stellte sich vom Ergebnis her praktisch natürlich sehr unterschiedlich dar. Für den einen war es ein Mut-sprung, anderen im geschützten Rahmen zu erzählen, dass er auch katholisch sei und bei der Missionale mitwirke. Für andere war es selbstverständlich, auf der Straße fremde Menschen auf den Glauben hin anzusprechen. Wir haben eine Reihe beeindruckender „Wachstumsgeschichten“ erlebt, wo Menschen einen deutlichen Zugewinn an Glaubensfreude, Zeugnisfähigkeit und Vertrauen erfahren haben. Unsere Aufgabe im Leitungskreis war es, Menschen Mut zu machen.

Zeige draußen, was Du drinnen glaubst

Dieses Motto des Bonifatiuswerkes wurde uns zu einem wichtigen Handlungsimpuls. In einer glaubenssuchenden wie glaubensentwöhnten Umwelt ist heute das persönliche Bekenntnis des Glaubens gefragt. Uns ist wichtig, dass wir in Blicken und Schritten nach außen kommen. Es gilt, dem institutionellen Vereinsdenken in den Gemeinden und Verbänden zu widerstehen. In dem Pastoralteam, in dem ich mitarbeite, befragen wir jede Planung und Maßnahme auf ein „missionarisches Plus“.

Stadtkatechesen als „Atemhilfe“

Wenn missionarische Pastoral auch Vertiefung oder Vergewisserung des eigenen Glaubens und einer christlichen Lebenspraxis ist, braucht es dazu auch – neben vielem anderen – Mut machende, inspirierende Begegnungen mit Christen, die etwas zu sagen haben. Deshalb haben wir während der Missionaletag jeden Morgen eine Stadtkatechese (angelehnt an die Katechesen des Weltjugendtages) für unsere Mitwirkenden durchgeführt.

Missionale plus – Wege zu Christus

Auf Stadtebene wurde die Missionale 2009 durch die Folgeinitiative „Missionale plus – Wege zu Christus“ fortgeführt. Auf verschiedenen Handlungsebenen soll der Leitgedanke der Missionale plus – „in Düsseldorf werden Erwachsene (neu) zu begeisterten und evangelisierenden Christen“ – realisiert werden. Dazu arbeiteten wir an folgenden Fragestellungen:

- Schule für Missionare
- Ungewöhnliche Wege, Menschen auf Kirche und kirchliche

Symbolik neugierig machen. Wir experimentieren mit Formen des Geocaching.

- Mit Blick auf unsere Mitarbeitenden in der Missionale sind uns die Fragen nach Grundhaltungen wichtig geworden: In welcher Weise können wir mit Menschen aus unseren Gemeinden an diesen Grundhaltungen arbeiten, so dass für sie ein Wachsen im Glauben und in der Bereitschaft zur Glaubenskommunikation spürbar wird? Neu haben wir für uns Ansätze zu einer Charismen-Orientierung der Kollegen aus dem Bistum Hildesheim entdeckt.
- Eine ähnliche Grundfrage ist für uns die Transformation der herkömmlichen Gemeinden zu einladenden und gastfreundlichen Begegnungsräumen und Andockstationen für Christussuchende. Auch wenn es uns selbst schwerfällt, müssen wir uns doch eingestehen, dass die herkömmlichen – oft nach dem Vereinsprinzip organisierten – Gemeinden sich zu sehr selbst genügen. Man darf mitmachen, um den Preis, dass man sich dem herkömmlichen Vereinsleben anpasst. Wir sind fasziniert von dem Gedanken der „Kleinen Christlichen Gemeinschaften“, wie sie von Dr. Christian Hennecke mit Blick auf weltkirchliche Erfahrungen vorgeschlagen werden.

Visionärsversammlungen zur missionarischen Pastoral

Nach der Missionale 2009 und dem Abschluss der Missionale plus wollten wir zu Beginn dieses Jahres den Blick nach vorne rich-

ten, um nach zukünftigen Perspektiven einer missionarischen Pastoral in Düsseldorf zu fragen. Dazu haben wir das Instrument der „Visionärsversammlung“ benutzt. Zu vier Treffen kamen jeweils rund 20 Engagierte und Impulsgeber aus verschiedenen Arbeitsbereichen. Für drei Stunden sind sie ohne Publikum, ohne Abstimmungsdruck und ohne vorgefertigte Statements zu einem intensiven Austausch zusammengelassen. Die Leitfragen für diese Gesprächsrunden waren:

- Was sind „gute Bausteine“ für eine gelingende missionarische Pastoral?
- Welche „Hürden“ gibt es bei uns persönlich und in unserer

Kirche zu überwinden?

- Welche Einschätzungen gibt es zu einer neuen Missionale? Alle Gesprächsbeiträge wurden festgehalten und erweisen sich als wertvolle Impulse für unsere weiteren Planungen.

Auf dem Weg zur Missionale 2015

Die Gedanken der Visionärsversammlungen haben uns zu einem weiteren Schritt ermutigt. Wir sind überzeugt davon, dass missionarisches Handeln – wie jedes Handeln in der Gemeinde – immer neu Katalysatoren oder anregende Brennpunkte gegen die Alltäglichkeit braucht. Deshalb haben wir uns auf den Weg zu einer neuen Missionale 2015 in

Düsseldorf gemacht. Stadtdechant Msgr. Rolf Steinhäuser und das Kernteam haben als Vision dazu formuliert: „In Düsseldorf werden Menschen (neu) zu begeisterten und evangelisierenden Christen.“ Wie die neue Missionale 2015 aussehen wird, wissen wir noch nicht. In einem offenen, mehrere Monate umfassenden Prozess wollen wir dies gemeinsam entwickeln. Dazu sind alle Christen und Christinnen in Düsseldorf eingeladen, die gerne mitwirken wollen.

Und schon jetzt ist uns ganz deutlich, dass die monatelange Vorbereitungszeit das eigentliche Geschenk der Missionale Düsseldorf 2015 sein wird. ■



Bilder: Katholische Kirche in Düsseldorf.

Aktionen bei der Missionale: Taizénacht.

Zeugnis geben – unsere Grundaufgabe als Christen

Michael Schuhmacher / Andreas Schulz

Nicht nur in einer Weltstadt wie Wien, sondern auch in einer eher mittelgroßen Stadt wie Sindelfingen am Rande des Großraums Stuttgart kann eine Stadtmission gelingen. Sie trägt möglicherweise dort andere Züge.

Einführung

„Meine Beziehung zu Jesus ist persönlicher geworden.“ Dieses Zitat ist ein Blitzlicht nach unserer großen Pfarrmission, die vom 2. bis zum 11. März 2007 in Sindelfingen (Diözese Rottenburg-Stuttgart) in der Pfarrei St. Joseph in Zusammenarbeit mit der Gemeinschaft Emmanuel stattfand. Nach einem Jahr intensiver Vorbereitung und zehn Tagen intensiver Mission stellen sich die Fragen: Was kommt danach? Hat sich die Mühe gelohnt? Was bleiben für Früchte? War die Schwerpunktsetzung richtig? Im Abstand von fünf Jahren möchten wir mit diesen Gedanken Zeugnis geben von dem, was war.

Die Stadtmission entwickelt sich

„Nach der Mission ist vor der Mission“, so haben wir im fast 20-köpfigen Team, das diese Pfarrmission begleitete, gemerkt: Mission hört nicht auf. Zwei Zielrichtungen hatten wir vor der Mission: die, die zum Kreis der Gemeinde zählen und sich dort zu Hause fühlen, zu stärken und die, die von der Kirche sich entfernt haben, wieder neu mit der

Gottesfrage in Kontakt zu bringen.

Die Missionsfrüchte wuchsen schon in der Erwartung, ob St. Joseph in Sindelfingen den Zuschlag der Gemeinschaft Emmanuel bekommen würde. Wir haben darum gebetet. Das Gebet des seligen Pater Rupert Mayer ist uns dabei wichtig geworden: „Herr, wie du willst, soll mir geschehen ...“ Dieses Gebet wird heute noch täglich von vielen gebetet. Das Vertrauen in Gottes Führung und Vorsehung ist gewachsen.

In der Vorbereitungszeit wuchs vieles an Eigenverantwortlichkeit – *mea res agitur*, meine Sache ist's, deshalb tue ich es. So war die Motivation des Teams zu spüren. Es geht um eine große Sache. Die Beziehungen von freiwillig zusammenkommenden Menschen leben heute noch durch diese Missionserfahrung.

Nachlese und Reflexion

In der Mission sind ca. 4500 Haushalte, 16 Schulen und 15 Kindergärten besucht worden, ca. 8000 Menschen waren auf Veranstaltungen gewesen. Viele von ihnen können sich noch heute an

die Tage erinnern. Dies sind allerdings nur Zahlen. Viel wichtiger ist, dass viele ihre ganz persönliche Jesusbeziehung vertieft haben. Menschen haben Jesus Christus neu entdeckt. Sie gehen bis heute, fünf Jahre danach, zu Lobpreisgottesdiensten, die regelmäßig seit dieser Zeit stattfinden. Manchem hat sich die eucharistische Anbetung als eine Zeit des Verweilens und des Ruhens am Herzen des Herrn erschlossen. Einige übernahmen Verantwortung in Räten. Seit dieser Zeit wird das Bußsakrament in den Barmherzigkeitsabenden, die zwei Mal im Jahr, vor Weihnachten und vor Ostern, stattfinden, gefeiert. Unzählige gingen und gehen bis heute das erste Mal seit langem wieder zum Beichten – weil die Jesusbeziehung persönlicher geworden ist.

Seit fast zwei Jahren sind wir in dieser Gemeinde nicht mehr Pfarrer. Auch nach dieser Zeit finden die Barmherzigkeitsabende statt, von Gemeindemitgliedern organisiert, von Priestern sehr gerne unterstützt. Heute melden sich Priester von sich aus, dass sie das Sakrament der Versöhnung spenden würden. Eine Frucht ist,

dass Priester durch diese Erfahrung sich wieder in ihrem priesterlichen Selbstverständnis erleben: „Uns ist der Dienst der Versöhnung anvertraut“. Nach diesen Abenden hat man im Austausch regelrecht gespürt, wie auch die Priester durch die Beichtabende in ihrem Dienst erneuert worden sind.

Vom erweiterten Netzwerk und der Erfahrung des Glaubenszeugnisses

Eine Frucht war auch, dass ein Team aus der Verantwortlichengruppe als Multiplikatoren (Missionare) viele Einladungen zu Informationsveranstaltungen in Sachen Pfarrmission wahrgenommen hat. Dabei waren unter anderem Veranstaltungen bei: Kardinal Kasper Symposium in Vallendar, Stadtmission Regensburg, KGR Rottenburg, Lethmate, Abtsgmünd, Wien Apg 2010. Vor der Mission wäre sicherlich keiner von ihnen auf die Idee gekommen, an diesen Orten seinen Glauben zu bezeugen und als Missionar in Erscheinung zu treten.

Eine oft diskutierte Frage war, wie man die Früchte der Mission misst? Unter anderem war eine Frucht dieser Diskussion, dass in der Gemeinde das Bewusstsein wuchs, die Früchte der Mission anders zu verstehen. Eine Erkenntnis war, dass es auch heute noch Gotteserfahrungen gibt. Es wuchs die Sehnsucht nach Glaubensvollzügen, die Gott spürbar werden lassen. Viele entdeckten Talente und ihr Christsein, die sie zum Wohl des Ganzen der Kirche einsetzten. Die Frage, ob und wie Glaube heute bezeugt und verkündet wird, wird bis heute in den Räten und der Gemeinde diskutiert. Auch die Herausforderung, dass Glaube ein Weg, eine

Entscheidung, aber auch ein zufallendes Gnadenprivileg ist, wurde als Reichtum entdeckt.

Mission heißt loslassen, auf Gott hin denken und im Vertrauen auf Ihn Dinge in einer Gemeinde auszuhalten und zu erleben. Wer sind wir als christliche Pfarrei? – eine Frage, die infolge der Mission oft und oft diskutiert wurde.

Die Mission war aber nicht nur für die Gemeinde fruchtbar, sondern auch für uns verantwortliche Priester. Vieles hat sich für uns verändert, denn wir durften entdecken, wer wir als Gottesmänner in dieser konkret verfassten Kirche sind. Dies ist auch eine Frucht der Mission, die Notwendigkeit der eigenen Lebenshingabe. Das eingangs erwähnte Zitat eines Gemeindemitglieds gibt uns selbst nach fünf Jahren noch recht – es hat sich gelohnt. ■



Andreas Schulz (links) und Michael Schuhmacher waren als Pfarrer in Sindelfingen tätig. Seit 2011 sind sie in gleicher Funktion Seelsorger in Wangen im Allgäu (Diözese Rottenburg-Stuttgart).

Zeitfenster – ein Versuch, auf neue Art Kirche zu sein

Jürgen Maubach

Das citypastorale Projekt „Zeitfenster“ in Aachen spricht auch Menschen an, die sich sonst wenig für Kirche interessieren. Aus einzelnen innovativen Veranstaltungsformaten hat sich eine eigenständige Personalgemeinde entwickelt.

Seit 15 Jahren lebe und arbeite ich als Gemeindeferent in der Aachener Innenstadt. Mein Arbeitsfeld stand vom ersten Tag an im Spannungsfeld der traditionellen Gemeinde der Stadtpfarrkirche St. Foillan und von citypastoralen Experimenten, die ich mitgestalten durfte. Ich liebe das urbane Arbeitsfeld und die Herausforderung, den Menschen in der City unseren Glauben auf eine zeitgemäße Weise anzubieten. Ich durfte erleben, wie sich

meine Gemeinde zu binden. Andererseits litt ich sehr darunter, dass unsere Gemeinden in der Innenstadt nicht mehr in der Lage zu sein schienen, die Menschen der jüngeren Milieus zu integrieren. Mich und meine Familie eingeschlossen. Und beruflich stellte sich angesichts von überalterten und schrumpfenden Gemeinden die Frage: Wer würde hier in Zukunft noch den Glauben in einer Gemeinschaft weitertragen? Wo würden Menschen in 20 Jahren noch einladende, christliche Gemeinden antreffen?

Diese offene Sehnsucht führte nach einem Jahr der Suche im Frühjahr 2010 zu der Erkenntnis, es geht nicht mehr in erster Linie um die Entwicklung einzelner neuer Formate für die jüngeren Milieus der City, sondern um eine neue Form von Kirche-Sein, die in ihren Augen authentisch und relevant ist. Das bedeutete gleichzeitig, mich von dem Anspruch zu verabschieden, diese Zielgruppe in eine bestehende Gemeinde integrieren zu wollen, sondern stattdessen für sie eine neue Gemeinde zu gründen.

Die anglikanische Kirche hat mit ihrem Church-planting-Programm vor 20 Jahren mit solchen Experimenten begonnen, die evangelische Kirche in Deutschland

hat einige Pilotprojekte dazu gestartet, aus dem Crossing-over-Austauschprogramm brachten Kollegen Erfahrungen von amerikanischem Kirchengründergeist mit: Warum sollte ich das nicht auch einmal probieren?

Ich bin immer noch positiv überrascht, welche Dynamik die Idee entfaltet hat. Der Pfarrer und das Pastoralteam, in dem ich arbeite, stimmten spontan zu, dass wir einen solchen Versuch in der Innenstadt brauchen, das Bistum nahm die Idee in die Förderung innovativer pastoraler Projekte auf, der Pfarrgemeinderat akzeptierte die neue Gemeinde als eine von zwei Personalgemeinden neben den sechs traditionellen territorialen Gemeinden in der Innenstadtpfarrei Franziska von Aachen. Die Zeit schien reif, es gab erstaunlich wenig Widerstand.

Weitaus mehr begeisterte mich aber die positive Reaktion der Menschen, denen ich von der Idee erzählte. Viele schienen auf ein solches Signal von (ihrer) Kirche gewartet zu haben und zeigten sich sehr aufgeschlossen, sich das Projekt anzusehen. Ein gemeinsames Fundament fanden die Interessierten im Erzählen ihrer Glaubens- und Kirchenerfahrungen, in der Sehnsucht, die sie verbindet: In ihrem täglichen



Jürgen Maubach arbeitet seit 1997 als Gemeindeferent in der Aachener Innenstadt an St. Foillan und in der CitySeelsorge. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder.

die Citykirche als wichtiger kirchlicher Ort in der Stadt – dazu noch ökumenisch – etabliert hatte. Aber von ihrem Selbstverständnis her ist die Cityseelsorge nicht darauf ausgerichtet, Menschen auf Dauer in einer Ge-

Eingespannt-Sein in Arbeit, Familie und Engagements sehnen sie sich nach einer Zeit für Gott, die Welt und sich, nach einem Zeitfenster, in dem das gelebt werden kann. Diese Sehnsucht wurde uns zum Programm und Namen: Zeitfenster.

Als regelmäßiges Format hat sich das monatliche Sonntags-Zeitfenster von 12 bis 15 Uhr entwickelt, ein Brunch, wo man zwischen Quiche und Schokomuffins nette Leute kennenlernen kann, aber auch in thematischen Gesprächen Glaubens- und Lebenserfahrungen teilt. Jedes Sonntags-Zeitfenster endet mit einem schlichten Gottesdienst mit Liedern von Taizé über NGL (Neues Geistliches Lied) bis zu Worship-Songs. Im Gottesdienst verzichten wir auf eine Homilie, denn die hat vorher in den Gesprächen auf Augenhöhe stattgefunden.

Als besonderes Engagement für die Menschen der Innenstadt, in Aachen überwiegend Moderne Performer (42 %), Experimentalisten (31 %) und Postmaterielle (5 %), veranstaltet Zeitfenster bislang zweimal im Jahr in der Stadtpfarrkirche St. Foillan Gott.Zeit.Dank.- oder Haltestellen-Abende. Sehr niederschwellige Formate, die vom Laufpublikum bis zum gezielt Suchenden die Menschen in der Stadt erreichen wollen, die eine allgemeine spirituelle Offenheit mitbringen.

Nach wie vor werden die Entscheidungen, was in Zeitfenster geschehen soll, auf den Gemeindetreffen nach jedem Sonntags-Zeitfenster getroffen. Für die notwendigen Entscheidungen zwischen den Treffen hat sich in Zeitfenster ein Gemeindeteam etabliert. Dieses ist auch im Pfarrgemeinderat vertreten und so mit den übrigen Gemeinden der Pfarrei vernetzt. Die offizielle Leitung



der Gemeinde haben die Pfarrer der Pfarrei, die „in solidum“ ernannt sind und die die praktische Projektleitung an den Gemeindefereferenten delegiert haben.

Zeitfenster überrascht besonders durch die professionell gestaltete Präsenz im Internet und in den Social Media Menschen der jungen urbanen Milieus, die sich von Kirche abgewandt haben. Durch die auf diese Zielgruppe ausgerichtete Ästhetik, die Bilder, Musik und Sprache, die Veranstaltungsformate und Beteiligungsformen gelingt ein positiver Effekt im Sinne von: Ach, so kann Kirche auch sein! Von diesem ersten Aufmerken bis zur aktiven Beteiligung ist es allerdings ein langer Weg, der von vielen Faktoren beeinflusst wird. Menschen, die spontan mitmachen, haben in der Regel in ihrem Leben schon einmal Kontakt zu einer Gemeinde gehabt und sich aus verschiedensten

Gründen abgewandt bzw. ihr Christsein im Ruhemodus gelebt. Zeitfenster ist für die Menschen, die sich im Kern (ca. 30 Personen) engagieren, eine Entscheidung für ein engagiertes Christentum, das seine Relevanz im Alltag entfalten soll – dafür aber neue, zeitgemäße Wege sucht.

Zeitfenster wächst, aber langsam und charismenorientiert, d. h. vor allem in den Bereichen, in denen sich die Engagierten mit ihren Stärken einbringen wollen. Die Gemeinde versteht sich als ein neuer Ort, Kirche zu sein, und ist darin angewiesen auf ein Netzwerk verschiedener, sich ergänzender kirchlicher Orte, in das sich die fusionierte Pfarrei Franziska von Aachen mit ihren 20.000 Katholiken immer mehr umwandelt. In diesem Zusammenspiel bietet die Gemeindegneugründung von Zeitfenster viele Chancen, hat aber wie jede Sozialform auch ihre Grenzen. ■

Wie heute von Gott sprechen in nichtchristlichem Umfeld

Joachim Wanke

Am 1.10.2012 wurde das Rücktrittsgesuch von Bischof Dr. Joachim Wanke durch Papst Benedikt angenommen. Wanke hat wie keiner der Frage nach einer missionarischen und damit zukunftsfähigen Kirche Gestalt und Gehalt gegeben, insbesondere unter Aufnahme der Kirchenerfahrung in Ostdeutschland. *εὐαγγελ* dokumentiert an dieser Stelle einen Vortrag von Bischof em. Wanke, den er am 22.10.2012 in Erfurt beim Friedrich-Dessauer-Kreis gehalten hat und der mit seiner Thematik grundsätzliche Fragen der Glaubensverkündigung aufnimmt.

Beobachtungen zum Thema aus der Perspektive des religions- und kirchenfernen Ostens

Beim Nachdenken über das mir gestellte Thema habe ich vornehmlich meine kirchenfernen Landsleute in Thüringen im Blick. Rund 70 % von ihnen gehören keiner Kirche an, sei es, dass sie sich von der Kirche ausdrücklich getrennt haben, sei es – und das ist vermutlich die Mehrheit –, dass sie von Kindheit an keine Kirchnähe hatten. Es gibt gerade in der Generation der 30–50-jährigen ehemaligen DDR-Bürger viele, die von religiöser Erziehung völlig unberührt, gleichsam „chemisch rein“ von Religion aufgewachsen sind.

1. Man kann bei den Menschen in den neuen Bundesländern sicher von einer Art religiösem „Sprachverlust“ sprechen, also von der Unfähigkeit, bestimmte Grunderfahrungen (etwa Angst oder Sorge, Freude oder Zuversicht) religiös ausdrücken zu können.

Die religiöse Sprache steht vielen Zeitgenossen nicht mehr zur Verfügung. Christlich-kirchliche Vokabeln sind für diese Menschen wie „Chinesisch“. Warum das so ist, ist nochmals eine eigene Frage.

Ob den Menschen mit diesem Sprachverlust auch die in dieser Sprache ausgedrückte Sache entschwindet? Dann hätten wir in der Tat einen neuen Menschentypus vor uns, den „religiös Unmusikalischen“ (Max Weber), einen „homo areligiosus“ (Eberhard Tiefensee). Ich bin freilich skeptisch. Ob es „religiös Unmusikalische“ ebenso gibt wie eben von Natur aus unmusikalische Menschen, bleibt für mich eine offene Frage. Ich tendiere eher dazu zu sagen: Jeder Mensch ist offen für Transzendenz. Das gehört zu seinem Menschsein. Aber mir ist bewusst: Es kommt bei einem generellen Urteil in dieser Frage sehr darauf an, was man unter „Religiosität“ versteht.

Religion und religiöse Praxis gehören, wie uns die Religions-

wissenschaften belehren, von Anfang an zur kulturellen Ausstattung des Menschen. Die Frage, ob es so etwas wie Gott wirklich gibt, wie man mit ihm in Verbindung treten kann und ob seine Existenz etwas mit unserem Leben zu tun haben könnte, bewegt die Menschen von Urzeiten an. Es ist sozusagen das Markenzeichen des Menschen zu fragen, ob er mit sich allein ist oder ein transzendentes Gegenüber hat.

In unserem von Aufklärung und naturwissenschaftlichem Denken geprägten Kulturraum hat sich das freilich radikal gewandelt. Das Fragen nach Gott und dem tragenden Grund des Seins hat sich von religiösen Sprachmustern emanzipiert. Die noch im 17./18. Jahrhundert bei den Aufklärern meist selbstverständliche Bejahung der Annahme, dass es Gott gibt, ist der skeptischen Infragestellung der Gottesexistenz gewichen. Jüngst hat der kanadische Philosoph Charles Taylor in seinem Werk *Ein säkulares Zeitalter* (dt. 2009) diese funda-

mentale Wende ausführlich dargestellt.

Richtig ist: Unsere heutige Situation ist bestimmt durch diesen kurz skizzierten tiefgreifenden kulturellen Wandel. Im Osten stellt er sich zudem verstärkt dar als ein radikaler Abbruch religiöser Tradition, seinerzeit zudem bewusst gefördert durch den kommunistischen Staat und seine Ideologie.

2. Doch bedeutet das noch lange nicht: Desinteresse der Menschen am Religiösen! Ein Pfarrer aus dem Bayerischen erzählte mir einmal, welches Neuheitserlebnis für ihn eine ungetaufte Ostdeutsche war, die mit ihrem bayerischen Verlobten zum Brautgespräch erschien und sich dort durchaus interessiert, aber mit merkwürdigem Vokabular nach dem erkundigte, was eigentlich ein Katholik alles zu glauben hätte. Der Pfarrer gestand mir, er sei ordentlich „ins Schwitzen“ gekommen. Er musste sich in seiner Denk- und Sprechweise gewaltig umstellen, um der gutwillig Fragenden einigermaßen verständlich antworten zu können.

Es kann manchmal ein Vorteil sein, wenn nichtreligiös aufgewachsene Menschen den christlichen Glauben unvermittelt als etwas völlig Neues entdecken. Wenn Vorurteile fehlen, kann eine Begegnung mit dem Gottesglauben unter Umständen besser glücken, als wenn man meint, immer schon alles zu „wissen“.

Vermutlich spüren wir im Osten stärker als unsere meist noch religiös erzogenen west- und süddeutschen Landsleute, dass das gesellschaftliche Klima insgesamt sich wandelt. Eine säkular gewordene Gesellschaft fragt wieder nach den Quellen,



Dr. Joachim Wanke wirkt seit 1980 als Bischof in Thüringen – eine reiche pastorale Erfahrung, die sich bei ihm zu wegweisenden Gedanken verdichtet.

aus denen sich Visionen von Mitmenschlichkeit, von Vertrauen, von gesellschaftlichem Zusammenhalt und zwischenmenschlicher Solidarität speisen lassen. Dabei kommt durchaus auch wieder der christliche Glaube in den Blick. Jürgen Habermas hat ja in den letzten Jahren seine nichtreligiösen Zeitgenossen auf die Sinn-Ressourcen des Christentums aufmerksam gemacht, die freilich – so seine Forderung – für ein säkulares Verständnis erschlossen werden müssten. Die derzeitige Diskussion um die Begründung von Menschenwürde bzw. universal geltenden Menschenrechten wäre ein Beispiel dafür.

So ist durchaus eben auch das bei uns zu beobachten: Wo Tra-

ditionsabbrüche erfahren werden, erwacht die Sehnsucht nach Kontinuität und Beheimatung. Wo Diesseitsglück brüchig und schal wird, gibt es ein neues Fragen nach dem, was wirklich sättigt. Wo eine ideologiegeschädigte Gesellschaft in Misstrauen und gegenseitigen Verdachts- und Neidgefühlen versinkt, gibt es neue Sehnsucht nach Wahrhaftigkeit, nach gelingenden Beziehungen, nach einem DU, dem man vertrauen kann, nach reueloser Hingabe und Anbetung. Schatten gibt es nur dort, wo es auch Licht gibt; Hunger und Durst sind besonders quälend, wenn man die Möglichkeit einer Sättigung erahnt. Die Entlarvung der alten DDR-Ideologie als menschenfeindlicher Utopie bringt zumindest die

Chance mit sich, sich neuen Einsichten zu öffnen.

Hier deutet sich schon an, welcher Grundtenor die Rede von Gott heute in einer Gesellschaft zu bestimmen hätte, die sich manchmal in Selbstzweifel, in Verdächtigungen und Misstrauen verliert: nicht Bedrohung oder Einschüchterung, sondern Ermutigung zur Annahme des Lebens und zu Vertrauen. Nur so lässt sich Lebensangst, die meint, zu kurz zu kommen, überwinden und eingefressenes Misstrauen auflösen.

3. Schließlich möchte ich auch auf diesen mir wichtigen Gesichtspunkt hinweisen: Die religiöse Rede *schafft* nicht Gottesgegenwart. Gott ist immer schon da, auch dort, wo wir ihn hintragen wollen. Oder etwas anders formuliert: Von Gott reden ist nicht beherrschende „Einrede“, ist nicht Indoktrination, sondern ein „Aufdecken“ der vorgängig vorhandenen bewussten oder unbewussten Gottesbeziehung jedes Menschen.

Die christliche Verkündigung in ihren vielfältigen Formen schafft also nicht das Faktum der Gottesberührung. Sie hilft, den Anruf Gottes bewusst und die Antwort darauf ausdrücklich zu machen, den Menschen also (um mit dem Apostel Paulus zu sprechen) zum „Danken“ anzustiften (vgl. 2 Kor 4,15). Hier passt das Diktum von G. K. Chesterton, der den Unterschied zwischen einem Christen und einem Atheisten daran festmacht, dass der Atheist im Unterschied zum Christen niemanden kennt, dem er für sein Dasein danken kann. Das also ist die innere Dynamik des religiösen Aktes: Gottes Anruf, der jedem Menschen gilt, sucht einen „Resonanzraum“, in dem die

„Melodie“ seines Wortes, das Evangelium zum Klingen kommen kann, noch genauer: zum „Mitsingen“ anstiften kann.

Das bedeutet: Unser Glaubenszeugnis kann nur „Hebammendienste“ im Blick auf das Gottesverhältnis der Menschen leisten, niemals das von Gott geschenkte Leben „produzieren“. Diese Haltung verhindert zum einen die vorschnelle Etikettierung und Abwertung von Menschen als rettungslos unreligiös, und sie beflügelt zum anderen den seelsorglichen Einfallsreichtum, unter Umständen auch neue Wege in der Verkündigung des Gottesglaubens zu beschreiten.

Sind wir Christen dafür gerüstet, diesen Dienst der „Ausleuchtung“ der menschlichen Existenz mit dem „Licht von oben“, mit dem Evangelium Christi zu leisten? Das führt schon zu einem zweiten Teil meiner Überlegungen:

Christlicher Glaube und unsere Rede von Gott heute

Im Blick auf die nachfolgenden Überlegungen möchte ich zunächst auf eine Eigentümlichkeit der religiösen Überzeugung hinweisen, die sie übrigens mit anderen Wertüberzeugungen teilt. Der religiöse Glaube – darauf hat jüngst immer wieder Hans Joas in seinen Büchern und Aufsätzen hingewiesen – ist ja vorrangig nicht das Ergebnis einer nüchternen, rein rationalen Auswahl aus einem Kranz vorgegebener Möglichkeiten, aus dem ich mir ein passendes Angebot aussuche. Religiöse Überzeugungen entstehen vielmehr durch ein existentielles Hingerissen-Sein, ein Überwältigt-Werden, das seine eigene Evidenz hat. Ein Indiz dafür ist die Beobachtung, dass echte religiöse Bindung von innen her gerade nicht

als Knebelung erfahren wird, sondern als ein tiefes und beglückendes „Zu-sich-selbst-Kommen“, wie immer wieder Erwachsene, die sich zur Taufe melden, eindrücklich bezeugen. Das ist übrigens für mich das stärkste Argument gegen das brandenburgische Schulfach LER, das ja den Schülern Wertüberzeugungen gleichsam objektiv vorstellen will in der Hoffnung, dass sich dann die jungen Menschen für eine von ihnen entscheiden. Werte kann man eben nicht lehren. Werte muss man bezeugen.

Was den weltanschaulichen Pluralismus in der Gemengelage der offenen Gesellschaft so problematisch macht, möchte ich (wieder in Anlehnung an Hans Joas und sein neues Buch „Glaube als Option“ 2012) eher mit dem Begriff Kontingenzerfahrung fassen¹.

Kontingenz ist eine Sache, die weder notwendig noch unmöglich ist. Es gibt etwas, aber es muss nicht sein, dass es das gibt! Der Korrespondenzbegriff zu Kontingenzenz ist der Begriff Notwendigkeit. Auf unser Thema hin gewendet: Der Kernpunkt unserer gegenwärtigen Verunsicherung als Christen und Kirche(n) liegt in der sprunghaften Zunahme von Kontingenzerfahrungen im Blick auf die Deutung des Lebens und der Welt.

Ich mache das einmal anschaulich mit einem von Hans Joas entliehenen Vergleich: Ein Ehemann entdeckt nach einigen Jahren, dass es außer seiner Frau noch Hunderte anderer lebenswerter Frauen gibt. Die Ur-

¹ Vgl. Hans Joas, Braucht der Mensch Religion? Über Erfahrungen der Selbsttranszendenz, Freiburg i. Br. 2004, 32 ff.; Glaube als Option. Zukunftsmöglichkeiten des Christentums, Freiburg i. Br. 2012, 106 ff.

sprungserfahrung einer Liebe, die sein JA und seine anhaltende Treue zu dieser konkreten Partnerin begründet hat, weitet sich zu einer Kontingenzerfahrung: „Hier stehe ich – aber ich könnte auch ganz anders!“

Nun ist die bloße Konfrontation mit der Tatsache, dass es neben der christlichen Religion auch andere Religionen bzw. säkulare Lebensdeutungen gibt, noch kein hinreichender Grund, meine persönliche Bindung an den christlichen Glauben zu erschüttern. Freilich: Die existenzielle Erfahrung gestiegener Kontingenz meiner religiösen Lebensoption verändert die Qualität, die Art der Bindung. Ohne eine Einbeziehung dieser Infragestellungen meiner Entscheidung durch das Verhalten anderer bleibt meine Entscheidung, meine Bindung nicht überlebensfähig.

Genau in diesem Prozess einer Vertiefung, einer qualitativen (!) Verdichtung unseres Gottesglaubens stehen wir heute. Der geweitete Erfahrungsraum für den Einzelnen hat eine Ausweitung des Freiheitsraumes und damit eine Vervielfältigung der Handlungsoptionen mit sich gebracht. Wie dieser Wandlung der Rahmenbedingungen für einen verantwortbaren religiösen Glauben in der Moderne zu begegnen ist, bleibt die Grundherausforderung einer wachen zeitgenössischen christlichen Spiritualität.

Wie also von Gott in einer solchen Situation sprechen? Wie kann das Evangelium in unserem Land aus einem Erbe zu einem neuen Angebot werden? Ich trage einmal vier Überlegungen vor, von denen ich mir wünschte, dass sie im Kern unserer Kirche konsensfähig sein könnten.

1. Gott größer denken

Es gilt heute mehr denn je zu beherzigen, was das 2. Vatikanische Konzil in der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* gesagt hat: Der zeitgenössische Atheismus und Agnostizismus sind zunächst nicht als Bedrohung, sondern als Chance (!) zur Vertiefung des eigenen Gottesglaubens und der eigenen christlichen Lebenspraxis zu verstehen². Selbstkritisch an die eigene Adresse gerichtet: Unser religiös-kirchliches Hantieren mit Gott wirkt oft zu kurzschlüssig, zu harmlos und ist meist zu fern der erfahrenen Wirklichkeit des Lebens angesiedelt.

Ich sage es einmal etwas ungeschützt: Der christliche Glaube ist in mancher Hinsicht zu sehr „Lehre“ geworden. Er bringt nicht mehr die Kraft auf, die eigenen Bedürfnisse, Fragen und Erfahrungen zu deuten. Natürlich braucht christliche Religiosität ein Mindestmaß an objektiver Lehrstruktur. Der Glaube muss sich ja der kritischen Nachfrage des Denkens stellen. Es ist freilich bedenklich, wenn das subjektive Erleben, Fragen, ja auch Zweifeln kein Zugangsweg zur Wahrheit des Christentums mehr sein kann. Der Gottesbegriff und das christliche Credo sind zu lange Zeit in unseren Katechismen einer enggeführten Schulbegrifflichkeit ausgeliefert gewesen. Das Paradoxe, das Irrationale und das Bedrohliche des Lebens sind nicht

mehr in das religiöse Lebenshaus eingelassen worden. Vielleicht haben die Dichter und Romanschreiber wie Martin Walser sich diese Fähigkeit bewahrt.

Dabei ist das gerade eine Stärke des katholischen Christentums, mit der ganzen Wirklichkeit menschlicher Biographien umgehen zu können, auch mit den dunklen und unaufgeräumten Hinterzimmern menschlicher Existenz. Ich bewundere die großen Seelsorger der Vergangenheit, wie etwa Franz von Sales oder Johann Michael Sailer, die um die Abgründe des Menschenherzens wussten und dennoch für und mit jedem Menschen hoffen konnten.

In diesem Sinne bezeichnet eine Reihe von heutigen Theologen die Gotteskrise als die eigentliche Herausforderung des Christentums in heutiger Zeit. „Gotteskrise“ in dem Sinn, dass Gott zu klein, zu harmlos gedacht wird. Vor dem Forum heutigen kritischen Denkens ist der Anspruch auf eine autoritative Weltdeutung, wie sie in der Normalverkündigung der Kirche begegnet, nicht mehr überzeugend. Gott wird manchmal zu schnell zu einer alles erklärenden „Weltformel“ gemacht. Damit werden im Grunde die biblischen und altchristlichen Aussagen über die Transzendenz Gottes, über das „Anderssein“ Gottes nicht genügend ernst genommen. Zu einer Weltformel kann man nicht beten, man kann vor ihr nicht weinen, nicht einmal mehr ihr fluchen. Man kann sie höchstens für falsch halten, sie bestreiten oder sie für überflüssig halten. Von der Radikalität des alttestamentlichen Psalmisten, der mit Gott hadert, der gegen ihn protestiert, ja manchmal an ihm verzweifelt, ist die christliche

² „Das Heilmittel gegen den Atheismus kann nur von einer situationsgerechten Darlegung der Lehre und vom integren Leben der Kirche und ihrer Glieder erwartet werden. Denn es ist Aufgabe der Kirche, Gott den Vater und seinen menschengewordenen Sohn präsent und sozusagen sichtbar zu machen, indem sie sich selbst unter der Führung des Heiligen Geistes unaufhörlich erneuert und läutert“ (*Gaudium et spes* 21).

Normalfrömmigkeit oft weit entfernt.

„Gott größer denken“ heißt, dass wir selbst in tiefgehender Weise umkehren müssen zu dem Gott der Verkündigung Jesu und der biblischen Schriften. Wir brauchen eine Radikalisierung unseres Gottesglaubens, eine Transparenz allen kirchlichen Agierens und Redens auf die unbegreiflich größere Wirklichkeit Gottes hin, vor dem allein all unser Fragen verstummen kann. In diesem Sinn ist es richtig, von der „Selbstevangelisierung“ der Kirche zu reden, die vor der Neuevangelisierung der Welt zu leisten ist.

Es ist wahr: Gott liegt nicht auf den Ramschtischen unserer Warenhäuser herum. Er ist kein Billigprodukt. Er ist vielmehr anspruchsvoll. Er ist der ganz Andere. Er kann durchaus verunsichern. Er führt auf ungewohntes Terrain. Aber er führt ins Weite. Er lässt Grenzen überschreiten. Er vermag zu heilen bis in die Wurzel unserer Existenz. „Gott, du mein Gott, dich suche ich, meine Seele dürstet nach dir!“ – so betet der Psalmist. Psalm 63 ist ein Text, der auch Zweiflern und Agnostikern etwas sagen kann. Unter uns Christen ist das Grundwasser der Gottessehnsucht wichtig. Wenn dieses Grundwasser steigt, kann vieles auch in einem säkularen Land wieder religiös wachsen und zum Blühen kommen.

2. Religiös auskunftswillig und auskunftsfähig werden

Ich knüpfe noch einmal an jene Episode an, die ich von dem bayerischen Pfarrer erzählte, der mit der ostdeutschen Frau nur mit Mühe ins Gespräch kam. Das „diesseitige“ Lebensgefühl, das ich bei meinen mitteldeutschen



An die Machtausübung der SED erinnert heute nur noch wenig im Osten – wie etwa hier die Markierung des Mauerverlaufs. Die antireligiöse Propaganda wirkt aber immer noch nach.

Landsleuten (und manchmal auch bei mir) diagnostizierte, ist nämlich gar nicht so „diesseitig“, wie es sich gibt. Hinter den Fassaden und durch die Spalten und Ritzen von Biographien sind Sehnsüchte und Hoffnungen erkennbar, die erfahrungsgemäß unsere Möglichkeiten weit überschreiten.

Das ist freilich eine Auskunft, die nicht im Sinne einer reinen „Anknüpfungs-Pastoral“ missverstanden werden darf. Ich erinnere an das soeben über die Krise unserer Gottesrede Gesagte. Gott ist nicht einfach eine Antwort auf menschliche Bedürfnisse, er ist vielmehr eine Antwort auf das Verlangen, einem ewigen DU zu begegnen, dem ganz „Anderen“, der mir hilft, mich selbst zu verstehen. Der Atem meines persönlichen Glaubens ist mehr die Sehnsucht als das Alles-verstehen-und-erklären-Können um jeden Preis!

In diesem Sinn: auskunftsfähig werden für das Evangelium. Wenn der Gott Jesu Christi „mehr als notwendig“ ist oder gar „nützlich“: Was hat das für Folgen für unser Sprechen von Gott? Könnten wir an der Verkündi-

gung Jesu, etwa an dem Gleichnis vom verlorenen Sohn bzw. vom grundlos gütigen Vater (Lk 15) etwas für die heute notwendige Art und Weise unserer Rede von Gott lernen? Wie kann Gott und seine Verheißung so zur Sprache kommen, dass Gott als anderer Name für die Freiheit und die Gnadenhaftigkeit unseres Lebens neu entdeckt werden kann? Die französische Sprache kennt das Wort *gratuité*. Gnade, Liebe sind immer „grundlos“. Aber gerade diese unbegreifliche *gratuité*, die Grundlosigkeit unserer Existenz macht deren Seligkeit aus.

Was wir dringend und verstärkt brauchen, ist solch eine in den Gottesglauben einführende Katechese. Das biblisch gesättigte, vom Glauben der Kirche inspirierte Sprechen von Gott ist ein wichtiges Desiderat der Seelsorge heute. Das Ziel dieses Lernprozesses wäre die „Sprachbefähigung“ aller in Glaubensdingen. In diesem Sinn sind die Wiederbelebung des Erwachsenenkatechumenats und von Formen einer „dialogischen Katechese“ Aufgaben, die für die Zukunft der Kirche wichtig sind. Wir müssen

noch mehr lernen, „Wege erwachsenen Glaubens“ zu gehen. Nicht nur die mit der Pastoralhauptberuflich Betrauten, alle Getauften müssen religiös „auskunftswillig“ und „auskunftsfähig“ werden, einschließlich in der Sprache des Gebetes. Martin Buber war es, der einmal sagte: Man könne ohnehin von Gott glaubhaft nur in der Form des Vokativs sprechen, also in der Gebetsrede.

Gott und unser Leben müssen wieder neu zueinander finden. Einige Beispiele für diese Art der Anknüpfung der christlichen Verkündigung an die Lebenssituation von Menschen sind im Bistum Erfurt entwickelt worden, etwa *Segnungsgottesdienste*, die den Blick für das Geschenk von Freundschaft und Partnerschaft stärken, das *nächtliche Weihnachtslob* für Nichtchristen, die *Feier der Lebenswende* für junge, ungetaufte Menschen, das *monatliche Totengedenken* als Angebot für Bewohner der Stadt Erfurt, die ihre Angehörigen haben anonym bestatten lassen, „*Kosmas-und-Damian-Gottesdienste*“ für Langzeitkranke und Behinderte, die trotz aller medizinischen Hilfe mit ihren Begrenzungen weiterleben müssen, oder seit mehreren Jahren die Aktion für die vielen nichtgläubigen Besucher des Erfurter Weihnachtsmarktes „*Folge dem Stern*“, die ihnen den Sinn des Weihnachtsfestes erschließen will.

Doch sollten auch andere, vielleicht noch tiefer im Wesen des Menschen ansetzende Anknüpfungen in den Blick genommen werden. Aus meiner Erfahrung heraus ist das besonders die Erfahrung einer glückenden Beziehung, manchmal auch nur die Sehnsucht danach, oder auch die Erfahrung eines

Scheiterns solcher Beziehungen. Solche Erfahrungen bilden so etwas wie ein „Tor zur Transzendenz“. Beziehungen kann man bekanntlich nicht machen. Sie sind zutiefst Geschenk. Und doch bestimmen ihr Gelingen oder Misslingen die Qualität des Lebens.

Es geht um ein Anbieten des Glaubens, das nicht „von oben“ her kommt, sondern das aus einer Haltung der Grundsympathie mit den Menschen jene Momente des Evangeliums zum Leuchten bringt, die den Menschen eine Identifizierung mit der christlichen Botschaft von innen her ermöglichen.

Was mich zuversichtlich stimmt: Es gibt eine wachsende Sehnsucht nach dem Heiligen in der Gesellschaft, auch wenn atheistische Gereiztheiten und Tendenzen zum Blasphemischen ebenso (oder gerade deswegen?) zu registrieren sind. Die Präsenz des Religiösen in der Gesellschaft transformiert sich, so wie manche Elemente ihren Aggregatzustand ändern – aber das Religiöse verschwindet nicht.

3. Eine neue kulturelle „Sprach- und Zeichenkompetenz“ des Christlichen gewinnen

Dem Wunsch nach einer neuen religiösen Auskunftsfähigkeit füge ich noch einen weiteren Gesichtspunkt hinzu, den einer neu zu gewinnenden kulturellen „Sprach- und Zeichenkompetenz“ für das Religiöse. Dazu wäre eine zweifache Anstrengung nötig: Die Verfremdung unserer Rede von Gott und eine Konzentration auf die Mitte der christlichen Botschaft. Statt Konzentration könnte man auch sagen: Elementarisierung.

Zum einen wird das Christliche „verfremdet“ werden müs-

sen, um in seinem eigentlichen Profil erkennbar zu werden. Worum geht es eigentlich im Evangelium? Was will es bewirken? Es geht im Evangelium um die Ansage und Zusage eines von Gott her in Jesus Christus ausgelösten Herrschaftswechsels. Ich vergleiche dies manchmal mit der Zumutung, als Bürger eines kommunistischen Zwangsstaates mit den darin eingeübten Verhaltensmustern nun zu einem freien, mündigen Bürger in einer offenen Gesellschaft zu werden. Manche ehemaligen DDR-Mitbürger arbeiten sich bis heute daran ab!

Uns ist das Gespür für die „Fremdheit“ des Christlichen verloren gegangen. Es geht um ein „Leben aus dem Vorgriff auf Gottes Reich“ inmitten einer von innerweltlichen Mächten beherrschten Gesellschaft. Es ist, wie wenn Wintersportler mitten im Sommer etwa mit ihren mit Rollen ausgestatteten Langlaufskiern für ihre demnächst anstehenden alpinen Wettbewerbe trainieren. Das ist schon für einen Zuschauer befremdlich! Hier leben und üben Menschen für eine Zeit, die gewiss kommt, aber als kommende schon jetzt den Einzelnen fordert.

Auf unsere christliche Existenz angewendet: Gibt es für ein solches „Leben aus der Vorläufigkeit heraus“ überzeugende Ausdrucksformen? Sind das vielleicht doch die Räte des Evangeliums: ein Leben in Ehelosigkeit als Zeichen der Freiheit für Gott und den Dienst am Menschen? Ein Leben in Verfügbarkeit und Gehorsam für eine Lebensaufgabe oder auch die materielle Anspruchslosigkeit, die an den Dingen dieser Welt nicht festklebt? Ich frage mich manchmal: Was treibt eigentlich Men-

schen zum Pilgern? Ist es nicht ihre Sehnsucht, dadurch „sich selbst zu finden“? Aber was meint das eigentlich? Das Evangelium hat Potential zur Verfremdung des Geläufigen, des Selbstverständlichen – und lässt so Neues entdecken, das schlechthin „Neue“, ein Leben, das an Gott Maß nimmt.

Zum anderen ist für die Kirche und ihre Lebensäußerungen eine Konzentration auf die Mitte ihrer Botschaft notwendig. Dieses besteht einerseits in der Proklamation und der „Feier“ dieser von Gott her erfolgten Freisetzung des Menschen und andererseits in deren zeichenhafter Praktizierung. Das bedeutet: Gebet und Liturgie gehören mit karitativem Handeln und christlichem Alltagszeugnis zusammen. Glaube und Caritas dürfen nicht voneinander getrennt werden. Sie inspirieren einander. Sie beglaubigen sich gegenseitig. Die Zukunft wird vermutlich noch manche schmerzliche Trennung von bisher gewohnten Formen kirchlichen Arbeitens und Agierens

mit sich bringen, besonders von solchen, die kaum noch mit dem spirituellen „Grundwasser“ des Evangeliums in Verbindung stehen.

Was mich besonders bedrängt: das „Verstummen“ des Glaubens im Lebensalltag vieler Christen. Die Gläubigen im Kern unserer Gemeinden und Gemeinschaften müssen wieder neu ein Gespür entwickeln für Zeichen und Alltagsrituale, mit deren Hilfe die Gottesgegenwart im Alltäglichen festgehalten werden kann.

Ein kleines Beispiel: Ein junges Ehepaar – die junge Frau sollte zu Ostern getauft werden – sagt mir in einem vertraulichen Gespräch: „Wir müssen jeden Morgen gemeinsam ca. 25 km in die nächste Stadt zur Arbeit fahren. Wenn wir morgens aus dem Haus gehen, zeichnen wir uns gegenseitig ein kleines Kreuz auf die Stirn!“ Die gemeinsame Vergewisserung, von einer noch größeren Liebe umfassen und geborgen zu sein, wird in einem schlichten, einfach zu praktizierenden Zeichen zum Ausdruck gebracht – und darin

als Deutung „nachhaltig“. Das bestärkt mich in der Überzeugung, dass die Religions- und Kirchenferne im Osten Deutschlands den Menschen nicht angeboren, sondern durch Ausfall- bzw. Mangelphänomene kulturell zugewachsen ist. Das aber lässt sich ändern.

Das bedeutet, um den Gedanken abzuschließen: Die Vermittlung und Aneignung des Gottesglaubens in der Moderne wird nicht allein mit theoretischer Unterweisung gelingen. Eher gilt die Einladung, es mit dem Evangelium einmal zu „probieren“, darin Erfahrungen zu sammeln, zu kosten, wie es „schmeckt“. Es bedarf in unserer säkularen Welt personal geprägter „Glaubensbiotope“. Das sind manchmal geistliche Gemeinschaften oder Ordenshäuser oder auch andere freie Initiativen von Glaubenden, die sich einer sozialen oder gesellschaftlichen Not zuwenden. „Und die Jünger gingen mit (Jesus) und sahen, wo er wohnte“ (Joh 1,39).

Das Evangelium ist vornehmlich die Botschaft einer existentiellen Freisetzung des Menschen, die nicht mit Libertinismus verwechselt werden darf. Menschen suchen nach der „Fülle“ des Lebens. Sie sollen – biblisch ausgedrückt – „Reich-Gottes-Anwärter“ werden. Was bedeutet es eigentlich, dass in der heutigen Literatur und Kunst so weitgefächert biblische Motive aufgegriffen werden, freilich meist „gegen den Strich gebürstet“? Wo die Vision und Praxis des „Gottesreiches“ im Leben von Glaubenden aufleuchtet, stellt sich wie von allein Interesse ein. Ich meine, wir dürfen auf neue Anstöße einer Inkulturation des Christlichen auch in der vor uns liegenden Zeit hoffen.



Dass sich auch im entchristlichten Osten Christliches in die Gesellschaft einbringen lässt, zeigen verschiedene Projekte im Bistum Erfurt; hier die Krippe auf dem Weihnachtsmarkt.

4. Den „Nächsten“ an meiner Seite als Anruf Gottes entdecken

In einem war die DDR-Gesellschaft noch von säkularisierten christlichen Idealen bestimmt: Ihre Führer träumten von einer „sozialistischen Menschenfamilie“, in der aufgrund der Befriedigung der Bedürfnisse aller die Menschen glücklich werden sollten. Dieser Traum ist zerplatzt, vermutlich weniger wegen der falschen Ökonomie des alten Systems als vielmehr wegen seines defizitären Menschenbildes. Der Sozialismus wäre vielleicht mit Heiligen, aber sicher nicht mit uns Sündern gelungen!

Wir hatten diese Erfahrung schon kurz angesprochen: Zutiefst bleibt dem Menschen, nicht nur im Osten, das Verlangen erhalten, in gelingenden, versöhnten Beziehungen leben zu können. Die wahren Nöte des Menschen sind meist nicht die materiellen Nöte, sondern weit hin die Beziehungsnot. Gelingende Beziehungen sind oftmals entscheidend, wenn es um Lebensqualität, um Lebensfreude, um personale Stabilität und Belastbarkeit geht. Solche Erfahrungen glückender Beziehungen eröffnen meist auch einen Zugang zur Gotteswirklichkeit.

So gilt es zu lernen, den „Nächsten“ als Anruf Gottes zu entdecken und meine Beziehung zu ihm als „Rohmaterial“ meiner Gottesbeziehung zu verstehen. Dort, wo die Sozialwissenschaften von Wertebeziehungen und Wertbindung reden, sprechen wir Christen von Nächstenliebe, von Treue, von Dienstbereitschaft, von Sinnerfüllung im Vergessen des „egoistischen“ Adam in uns. Die großen institutionellen Werke der Nächstenliebe werden sicher auch in Zukunft wichtig bleiben.

„Sprechender“ aber wird sein die Zuwendung von Mensch zu Mensch – um der Liebe Christi willen, der durch seine „Armut“ uns reich gemacht hat, wie Paulus einmal sagt (vgl. 2 Kor 8,9). Das schrieb er übrigens, um für eine Kollekte zu werben!

In Thüringen hatten wir im Jahr 2007 die Freude, den 800. Geburtstag der heiligen Elisabeth zu feiern. Für mich erstaunlich war die Anteilnahme der nichtchristlichen Bevölkerung an diesem Gedenken. Für manche der marxistisch indoktrinierten Thüringer war es offensichtlich eine Entdeckung zu sehen, wie ein Leben, das sich vom Himmel her versteht, sich nicht der Erde entfremdet. Es ist wohl doch nicht so, dass Religion und Himmel nur etwas ist für „Engel und die Spatzen“, wie einst Heine gespottet hat. Es ist wohl eher anders: Wer keinen Himmel kennt, bekommt mit der Erde Probleme. Und wer Gott ausblendet, versteht sich selbst nicht mehr. Als Bischof war ich dankbar: Elisabeth hat in diesem Jahr besser gepredigt als ich.

Unsere Zeitgenossen wollen nicht von Kanzeln angepredigt werden. Sie suchen vielmehr Menschen, die mit ihrem Leben vom Evangelium sprechen und die zum „Dienst der Fußwaschung“ am Nächsten bereit sind. Und das ist auch ein Sakrament, freilich eines, das – wie der Theologe Hans Urs von Balthasar einmal gesagt hat – „vor den Kirchentüren gespendet wird“.

Soweit meine vier Anregungen für eine Nachhilfe in religiöser Sprachkompetenz, und ich meine, diese gelten nicht nur für den kirchenfernen Osten:

- in der Frage nach Gott unruhig bleiben; lernen, von Gott größer zu denken
- die Bereitschaft und den Willen in den Herzen wecken, eine religiöse Alltagssprache zu entwickeln und so in Glaubensdingen für Zeitgenossen auskunftsfähig zu werden
- persönliche und gemeinschaftliche kulturelle Zeichen für die Gegenwart Gottes und die Einladungen des Evangeliums setzen und schließlich:
- den Mitmenschen immer neu als einen Weckruf Gottes entdecken, der mich und die Kirche insgesamt zum „Dienst der Fußwaschung“ am Nächsten bereit macht

Eine Nachbemerkung sei noch erlaubt:

Was ich gern meinen Pfarrern sage, gilt sicher auch allen Christen, besonders jenen, die manchmal am derzeitigen Zustand der Kirche leiden. Die Grundbefindlichkeit unseres Christseins darf von einer in sich ruhenden Gewissheit getragen sein: Wir bezeugen einen Gott, der nicht auf unseren Dienst angewiesen ist. Eine lebendige und auf die Menschen zugehende Pastoral greift nicht einem hilflosen Gott unter die Arme, sondern sie dient vor allem uns selbst: *Wir* bleiben in der Osterwirklichkeit, wenn wir zusammen mit dem österlich präsenten Christus auf andere zugehen. Als Seelsorger schaue ich letztlich zu bei dem, was Gottes Geist selbst in den Herzen der Menschen bewirkt. Die kritische, aber von Grundsympathie getragene Begleitung der Menschen, so wie sie sind, nicht, wie wir Bischöfe sie haben möchten – das ist der Weg einer Kirche, die ihrer Rede von Gott Zukunft eröffnet. ■

Die Faszination der Endzeit

Martin Hochholzer

Endzeiterwartungen sind eigentlich ein Dauerbrenner, kulminieren aber immer wieder einmal – so auch 2012 mit Bezug auf eine angebliche Vorhersage der Maya. Martin Hochholzer, Referent für Sekten- und Weltanschauungsfragen in der KAMP, nimmt das zum Anlass, hinter das vordergründige Medienphänomen zu blicken.

Sollte am 21.12.2012 die Welt untergegangen sein, dann betrachten Sie bitte diesen Text als gegenstandslos.

Andernfalls sollten Sie sich *nicht* die Frage stellen, wieso die Welt nicht untergegangen ist – sie ist ähnlich trivial wie die Frage, wieso Sie letzte Woche nicht den Lotto-Jackpot geknackt haben. Nun gibt es tatsächlich Dinge, die man nicht glauben würde, die aber dennoch wahr sind – so ist etwa die Browning M1911 die Staatsschusswaffe von Utah¹. Dass die Behauptung, die Maya hätten für den 21.12.2012 den Weltuntergang vorhergesagt, unbegründet ist, sollte sich aber mittlerweile herumgesprochen haben².

Interessanter ist da schon die Frage, woher die Lust am Ende kommt. Eine einfache Antwort wäre: Schauen Sie sich den Film „2012“ von Roland Emmerich an – am besten auf großer Kinoleinwand. Denn dann wirken die bombastischen Bilder und Spezialeffekte noch besser. Ja, am Ende

ist etwas los: die ultimative Unterbrechung des Alltäglichen.

Die „Lust“ am Ende ist allerdings nicht immer lustgetrieben, sondern oftmals leidgeprägt: Die Offenbarung des Johannes ist deshalb ein Trostbuch, weil sie den Christen, die unter Verfolgung in der heidnischen Welt leiden, eine Gegenwelt himmlischer Herrlichkeit verheißt.

Und auch hier kann man das Leiden an den gegenwärtigen Zuständen erkennen: Eine E-Mail, die das Schneeball-System zu nutzen versucht, verheißt mit Verweis auf „einflußreiche Freunde im Ausland mit enormen Verbindungen“: „Alle Zeichen und vorliegenden Informationen deuten darauf hin, daß vorraussichtlich am 21.12.12 die Währungen Dollar und Euro außer Kraft gesetzt werden und am 23. große Umwälzungen in den Machtgefügen bevorstehen. [...] Ich bin kein Schwarzmalerei, aber daß der Zusammenbruch des Systems nahe bevorsteht sollte eigentlich allen halbwegs normal Denkenden klar sein.“³

Dieses Leiden an den gegenwärtigen Umständen, das sich in Ängsten und Verunsicherung

ausdrückt, kann man an vielen Beobachtungen festmachen:

- Die dauernde Krisenstimmung im Finanz- und Wirtschaftssektor seit einigen Jahren befeuert – wie auch das Beispiel eben zeigt – hochgradig mit Verschwörungstheorien verbundene Spekulationen über eine Endzeit zumindest für den Euro, das herkömmliche Wirtschaftssystem etc.
- Auch im Bereich der Politik zeigen sich deutlich die Signaturen von Leiden und Verunsicherungen: Man denke nur an die Massenproteste in Krisenstaaten wie Griechenland und Portugal, aber auch an den Höhenflug kleinerer, „alternativer“ Parteien wie der Grünen und der Piraten in den Meinungsumfragen der letzten Jahre.
- In Lateinamerika und Afrika schießen Pfingstkirchen wie Pilze aus dem Boden und gewinnen rasch Mitglieder. Ein wichtiger Attraktivitätsfaktor ist dabei unter anderem die von vielen dieser Neupfingstler verbreitete Wohlstandstheologie: das Versprechen, dass Gott den Gläubigen ihre Wünsche erfüllen wird – auch ganz konkrete wie Heilungen, Babys, Autos, Häuser ... Solche Verspre-

¹ Vgl. www.utah.gov/about/symbols.html.

² Ansonsten können Sie es in Büchern wie diesem nachlesen: Bernd Harder, 2012 oder wie ich lernte, den Weltuntergang zu lieben. Leitfaden für Endzeitliebhaber, Freiburg – Basel – Wien 2011. Eine Besprechung findet sich in *εὐαγγελ* 4/2011 54.

³ Die Fehler in Rechtschreibung und Zeichensetzung im Original wurden beibehalten.



Irreale Bedrohung: Die angebliche Weltuntergangsvorhersage der Maya ist nur für diejenigen bedenklich, die sich davon ihr Leben bestimmen lassen.

chungen korrespondieren entsprechenden (materiellen ...) Nöten⁴.

- Die Zweifel an der Schulmedizin schlagen sich in einem Boom der komplementär- und alternativmedizinischen Angebote und esoterischer Heilungspraktiken nieder. Die Angst vor belastenden Therapien (z. B. Chemotherapie) sowie das Bedürfnis nach menschlicher Zuwendung und nach Hilfe auch in scheinbar hoffnungslosen Fällen treiben manche auch in die Fänge unseriöser und gefährlicher Scharlatane.
- In der Esoterikszene wird kaum mit einem Weltuntergang am 21.12.2012 gerechnet; vielmehr lautet das Stich-

wort „Transformation“: ein globaler Bewusstseinswandel in den nächsten Jahren – oder zumindest ein Bewusstseinsprung im Sinne eines Fortschritts, den freilich nur die Esoteriker richtig zu erfassen vermögen. Damit verbunden ist auch ein Fortschritt in der Überwindung der bisherigen, belastenden Zustände.

Das alles ist ein lautstarker Ruf: Es geht so nicht weiter!

Und man könnte daraus folgern: Wichtiger als das Ende ist die Endzeit.

Nicht nur, weil sich die Menschen offensichtlich mehr an dem Topos der End- und Krisenzeit orientieren als an einem genau bestimmten Ende⁵. Und auch

nicht nur, weil es aus christlicher Sicht sowieso müßig sein sollte, über ein Weltuntergangsdatum zu spekulieren: „Denn ihr wisst weder den Tag noch die Stunde“ (Mt 25,13).

Eine Endzeit ist eine geprägte Zeit. „Geprägt“ heißt zuerst einmal: aus dem Alltag herausgenommen. Die Zeit läuft nicht mehr einfach nur gleichförmig vor sich hin, sondern ist auf ein Ziel hin ausgerichtet. Eine besondere Stimmung, geprägt durch Erwartung, liegt in der Luft. Wir erleben das jedes Jahr – freilich in einer entschärften, durch Ritual-

zu erweisen. Das muss freilich für den selbsternannten Propheten nicht das Aus sein: Die Zeugen Jehovas, die Neupostolische Kirche und – um einen aktuellen Fall aus dem letzten Jahr zu bringen – der Amerikaner Harold Camping sind Beispiele dafür, dass eine falsche Erwartung des Endes nicht das Ende bedeuten muss.

⁴ Vgl. Martin Hochholzer, Pfingstbewegung und Charismatik: Herausforderung für die Kirche, in: *evangel* 3/2012 27–30.

⁵ Genau terminierte Weltuntergänge haben außerdem den Nachteil, dass sie sich falsifizieren lassen – und die Angewohnheit, sich regelmäßig als falsch



Reale Bedrohung: der nach wie vor kaum gebremste Ausstoß an Treibhausgasen.

sierung gebändigten Form – in der Fasten- und Adventszeit.

Eine solche endzeitliche Prägung kann ganz unterschiedliche Gestalt annehmen, je nach den Umständen. Beispiele wie die Sonnentempler und Heaven's Gate zeigen, dass gerade in kleinen, nach außen hin abgeschotteten und stark auf eine Führungsfigur konzentrierten Gruppen eine endzeitliche Perspektive in Radikalismus bis hin zum Massenselbstmord enden kann. Ganz anders dagegen etwa die Situation bei der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, der größten Gruppe der Mormonen: Obwohl schon dem Namen nach auf Naherwartung gepolt, wirkt ihre Endzeitlichkeit

(nicht nur im Vergleich zu den Zeugen Jehovas) sehr „entspannt“. Auch bei den US-amerikanischen Evangelikalen, zahlenmäßig ein bedeutender Teil der Bevölkerung, ist zwar ein Bewusstsein, in der Endzeit zu leben, verbreitet, das aber mit der Veralltäglichsung zu leben hat.

Eine zweite Perspektive dieser Prägung: Sie ist nicht inhaltsleer, sondern mit verschiedenen Themen, (ethischen) Forderungen und Fragestellungen verbunden: Auf wen sollen wir unser Vertrauen setzen – auf Gott oder auf „die Mächte dieser Welt“? Fügen wir uns ein in die etablierten Strukturen oder suchen wir nach Alternativen? Oder versuchen wir, uns von den weltlichen

Strukturen so weit wie möglich abzukoppeln? Was sind wir bereit, in die jetzige, vergängliche Welt zu investieren?

Gerade in und an Konfliktlagen werden die ethischen Implikationen deutlich: Lassen wir uns darauf ein, dass in der realen Welt manchmal Kompromisse nötig sind, bei denen man nicht „unbefleckt“ herauskommt? Letztendlich und zugespitzt geht es um die Entscheidung für oder gegen einen Rigorismus oder Fundamentalismus, der die Welt nicht (auch) von den realen Menschen, sondern nur von Gott oder göttlichen Gesetzen her zu bestimmen sucht; basierend auf dem Gedanken, dass es sinnvoller erscheint, auf die jenseitige Ewig-

keit statt auf die endliche jetzige Welt zu setzen.

Dann hat das Ende aber doch eine ganz wichtige Funktion und wirkt prägend auf endzeitliches Denken: Es ist der ultimative Orientierungspunkt, der die Welt begrenzt und ihr zugleich eine Richtung vorgibt. In diesem Ende wird die jetzige Welt aller Absolutsetzung entzogen; zugleich wird alles menschliche Streben, aber auch alle diesseitige Drangsal relativiert.

Diese Relativierung durch ein Ende findet sich in verschiedenen religiösen Traditionen und ist auch für das Christentum konstitutiv. Im Christentum wird aber auch das Ende selbst relativiert, denn, wie Markus Schmidt in Anlehnung an Jürgen Moltmann schreibt: „Das Ende der Welt ist der Anfang Gottes“⁶. Das Ende der von den Mächten des Bösen geprägten Welt liegt in der christlichen Logik nicht in einem dramatischen, „apokalyptischen“ Weltuntergang, sondern in der Ansage Jesu Christi: „Das Reich Gottes ist nahe.“ Sein Erlösungswerk ist der ultimative Einspruch gegen das Bisherige und eröffnet einen neuen Zukunftshorizont⁷.

Diesen Zukunftshorizont in christlicher Hoffnung offenzuhalten bzw. zu eröffnen, ist Aufgabe einer missionarischen Pastoral. Im Hinblick auf die eben skizzierten Endzeitthematiken ergeben sich spezifische Herausforderungen, eröffnen sich aber auch Chancen, sich durch eine fundiert christliche Position nicht nur gegenüber anderen Endzeit-

Politiken abzuheben, sondern damit auch Menschen mit ihren konkreten Nöten und Sorgen eine „frohe Botschaft“ zu vermitteln:

- Einer unverantwortlichen apokalyptischen Panikmache, die auf gegenstandslosen Spekulationen, Verschwörungstheorien und angeblichen Offenbarungen beruht, kann die katholische Kirche mit ihrer der Vernunft verpflichteten Theologie⁸ eine wohlthuende, entschärfende Nüchternheit entgegenstellen. Dabei kann der kritische Blick freilich nicht bei außerkirchlichen Endzeithysterien stehenbleiben, sondern muss auch innerkirchliche Phänomene und Gruppierungen wahrnehmen: Gerade in Verbindung mit Privatoffenbarungen werden in bestimmten katholischen Kreisen Endzeitfantasien geschürt; ein Beispiel dafür ist „Die Warnung“⁹, tägliche Offenbarungen einer anonymen irischen Seherin, die sich durch moderne Medien derzeit rasch verbreiten und ein baldiges Weltende ankündigen.
- Ein Hauptproblem dieser Endzeitankündigungen ist die Panik- und Angstmache, die damit verbunden sein und das Leben von Menschen massiv beeinträchtigen kann. Häufig trifft diese Angstmache aber auf bereits bestehende Ängste und Verunsicherungen: Die immer komplexer werdende Welt und der rasche (gesellschaftliche, technologische, religiöse ...) Wandel, der viele Menschen überfordert, sind ein – auch

pastoral – ernstzunehmendes Problem.

- Auf der anderen Seite ist Endzeit nicht nur ein Thema für apokalyptische „Spinner“, sondern für alle Christen (auch volkscirchliche Katholiken!). Die Frage ist nur, wie man damit umgeht: in Erwartung eines baldigen „apokalyptischen“ Endes und damit verbundener Ablehnung der Welt – oder im Wissen um die Endlichkeit der Welt und der Überwindung dieser Endlichkeit in der Reich-Gottes-Verkündigung Jesu. Die apokalyptischen Texte der Bibel sind ein ambivalentes Erbe!
- Wenn man sich aber gegen eine Verdammung der Welt und für einen aktiven christlichen Beitrag für das Reich Gottes, das schon in dieser Welt anbricht, entscheidet: Gerade in der heutigen Welt mit Problemen, die zunehmend nur auf globaler Ebene zu verstehen und anzugehen sind, bietet die Kirche mit ihrem globalen Horizont und ihrer weltweiten Vernetzung eine hervorragende Basis, sich einzubringen: wachsam, systemkritisch, aber auch engagiert und hoffnungsvoll¹⁰.

Damit seien nur einige wenige pastorale Gesichtspunkte skizziert. Wesentlich ist: Die christliche Botschaft ist nicht ein Ende mit Schrecken, sondern, dass die Endlichkeit der Welt in Gott geborgen ist: „Seht, ich mache alles neu“ (Offb 21,5). ■

¹⁰ Dazu ermutigt gerade auch eine – bisher nur im Entwurf vorliegende – Missionserklärung des Ökumenischen Rates der Kirchen (vgl. Martin Hochholzer, Zusammen hin zum Leben. Neue ÖRK-Erklärung zu Mission in Arbeit, in: *εὐαγγέλιον* 2/2012 39 f.).

⁶ Markus Schmidt, Zwischen Endzeitangst und Endzeithoffnung (Werkmappe „Sekten, religiöse Sondergemeinschaften, Weltanschauungen“ 80), Wien 1999, 76.

⁷ Vgl. ebd. 76 f.

⁸ Entsprechendes gilt natürlich auch für die evangelischen Landeskirchen.

⁹ www.diewarnung.net.

Rezensionen

Martin Rötting, Religion in Bewegung. Dialog-Typen und Prozess im interreligiösen Lernen (Interreligiöse Begegnungen. Studien und Projekte 9), Berlin: Lit 2011, ISBN: 978-3-643-11465-5, 180 Seiten, € 19,90.

„Dieses Buch versucht die Ergebnisse mehrjähriger praktischer und wissenschaftlicher Arbeit im Dialog der Religionen zu bündeln. Das Ergebnis beschreibt, wie Religion an sich in Bewegung ist [...] und wie die Dialoge die Bewegung mitbestimmen“ (7).

Diese Sätze aus dem Vorwort weisen zum einen auf die Basis des Buches hin: neben langjähriger Erfahrung des Religionswissenschaftlers Martin Rötting im Arbeitsfeld insbesondere auch eine

Reihe von Interviews mit Menschen, die im interreligiösen Dialog engagiert sind. Ausschnitte und Beispiele aus diesen Interviews fließen immer wieder in das Buch ein, bieten keine Repräsentativität, aber fundierte Konkretheit.

Zum anderen ist das Buch durchaus auch engagiert geschrieben. „Die Religionen waren nie feste und starre Gebilde, sondern immer in Bewegung“ (15) – und man merkt das Anliegen des Autors, dass diese Bewegung in positiver Richtung weitergeht, insbesondere durch den Dialog.

Rötting identifiziert eine Reihe von Herausforderungen für den Dialog (142–156), die wenigstens zum Teil auch gesellschaftliche Herausforderungen sind – etwa die Integration der Muslime in Deutschland.

Auch sonst bietet das Buch eine Reihe von hilfreichen Zusammenfassungen und Systematisierungen: eine kurze Geschichte des interreligiösen Dialogs in Deutschland (19–24), ein (freilich idealtypisches) Schema interreligiöser Lernprozesse (27–50), Dialog-Motivationen (61–80) und Dialog-Typen (93–114) sowie die Eigenheiten einzelner interreligiöser Dialoge (muslimisch-christlich, jüdisch-muslimisch ...; 117–131). Ergänzt wird dieses Bemühen, durch „Ordnen“ einen guten Überblick über den interreligiösen Dialog zu geben, durch Kästen, die einzelne Abschnitte zusammenfassen.

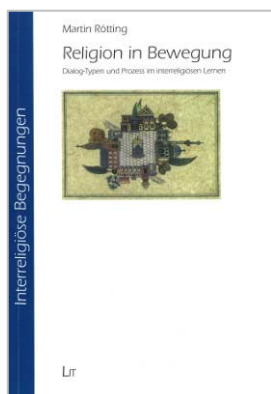
Was auffällt: Bei den Dialogtypen kommt der des Dialogverweigerers und Dialoggegners nicht vor. Das heißt aber nicht, dass Rötting die Problematiken des Miteinanders verschiedener Religionen übergeht (und Dialogverweigerung thematisiert er auf den Seiten 51–56 explizit). Vielmehr kann er gerade durch die in dem Buch zusammengestellten Erfahrungen und durch die Analyse, die im Rahmen der Systematisierungen erfolgt, mögliche Schwierigkeiten (und Chancen) benennen – und Hilfen geben; „so kann“ etwa „die Kenntnis der Dialog-Typen und der sie tragenden Motivationen äußerst

hilfreich sein, um zu verstehen, ‚wie der andere tickt‘“ (115).

Welche Bedeutung der interreligiösen Dialog für die Kirche und auch für eine missionarische Pastoral hat, wird einem bei der Lektüre immer wieder bewusst: Rötting zeigt an Beispielen, wie durch die Begegnung mit Andersgläubigen für die Menschen die eigene Religion wieder spannend werden kann; er weist zu Recht darauf hin: „Der Lernprozess [im Dialog; M. H.] kann auch als ein Heilungsprozess ‚blinder Flecken‘ in der eigenen Tradition beschrieben werden“ (138); und er beruhigt: „Die ungesteuerte Vermischung von religiösen Traditionen ist nach den empirischen Ergebnissen der hier zu Grunde liegenden Untersuchung nicht zu erkennen. Vielmehr geben die interreligiös Lernenden an, der Dialog vertiefe die eigene Identität und erhöhe dadurch auch die Akzeptanz des Anderen“ (138).

„Die Religionen gemeinsam bilden durch ihre Vernetzung das Phänomen ‚Religion‘. Die einzelnen Religionen im Dialog sind also gemeinsam ‚Religion in Bewegung‘“ (14): Gerade in einer Zeit und Gesellschaft, in der Religion von bestimmten Kreisen generell angegriffen und in Frage gestellt wird, ist Dialog unverzichtbar. Das Buch von Martin Rötting gibt dazu nicht nur hilfreiche Hinweise, sondern ermutigt auch!

Martin Hochholzer



Esther Maria Magnis, Gott braucht dich nicht. Eine Bekehrung, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2012, ISBN: 978-3-498-06406-8, 240 Seiten, € 16,95.

Der Titel und Untertitel des Buches in ihrer Dialektik „Gott braucht dich nicht. Eine Bekehrung“ reizt zum Lesen. Wie kann es bei einer solch schonungslosen und ehrlichen Gottesanklage zu einer Bekehrung kommen? Das Buch von Esther Maria Magnis zeichnet im Grunde die Dynamik des Buches Hiob nach, der ja auch Gott zur Rede stellen will und erkennen muss, dass der Mensch nicht mit Gott „rechten“ kann. Die Zweiunddreißigjährige beklagt heute in der Rückschau auf ihre Kindheit und Jugend, dass das, was die Kirche, die Eltern und das katholische Milieu der 1990er Jahre ihr vermittelten, hauptsächlich Langeweile war und das Gefühl, „das Leben eines engagierten, durchschnitts-grünen Gymnasiallehrers führen zu müssen“. Was war in dieser Zeit besonders in den Kirchengemeinden los, in denen die „einzig gern gesehene rebellische Jugendlichkeit darin bestand, ‚Kumbaya my Lord‘ an Lagerfeuern zu singen“? Esther Maria Magnis war und ist heute, als studierte Religionswissenschaftlerin, eine Suchende. Sie steht Gott und der Frage nach ihm wohlwollend gegenüber. Aber was sie von Gott hörte, „machte ihn zum Spießler, zum Moralapostel, der sich zum Spaß ausgedacht hatte, dass man sonntags in die Kirche geht – warum? Keine Ahnung. Macht man so. Mein Verhältnis zu Gott wurde immer mehr wie ein ausgeleierter, bröseliger Kaugummi, auf dem zu viele rumgenuckelt hatten.“ Beim Lesen des Buches beschleicht einen die Ahnung, dass

es auch heute mit der Langeweile, dem Spießertum, der gewohnheitsmäßigen Selbstverständlichkeit, diesem Das-macht-man-so in der Kirche nicht viel anders bestellt ist.

Es muss traurig stimmen, dass Esther Maria Magnis damals auf niemanden in und außerhalb der Kirche trifft, der ihr verständlich vermitteln kann, worum es im Glauben wirklich und eigentlich geht.

Ihr Vater ist todkrank. „Estherle“ liebt ihren Vater. Sie bettelt und bittet zusammen mit ihren Geschwistern auf dem dunklen, verstaubten und kalten Dachboden ihres Haus bei Gott um das Leben des Vaters. Das eindrücklich geschilderte Gebet der Geschwister auf diesem Dachboden erinnert an manche dunkle, verstaubte und kalte Kirche mit den vielen inständigen Gebeten der Bittenden. Trotz intensiver Gebete stirbt der Vater. „Ich sah im Leid das Leid. Dass ich Papa liebte, wusste ich schon vorher – er auch. Es gab keinen Sinn in Papas Tod. Ich konnte mir nicht erklären, wieso Gott Papa sterben ließ, nachdem wir Kinder auf dem Dachboden gebetet und geglaubt hatten. Manchmal fragte ich mich, ob mein Glaube an Gott vielleicht nicht groß genug gewesen war.“ Der Tod des Vaters bringt in das Gottesverhältnis Wut und Hass und Zorn und Zweifel. Esther Maria Magnis sucht nach einer Antwort auf diese Erfahrung und bekennt zugleich, dass sie keine Antwort akzeptiert hätte, nicht einmal von Gott selbst. Sie reibt sich in diesem Buch an einer Rechtfertigung Gottes in den kirchlichen Rechtfertigungsphrasen. Sie nimmt den Widerspruch zwischen der Allmacht Gottes und dem wirklichen Leid in der Welt überdeutlich

und existenziell wahr. Sie bezeichnet sich selbst als „wundgeprügelte Frage“ und spielt damit wiederum auf das Buch Hiob an. „Die Geschäftsleitung griff nicht ein. Und der Gott konnte sich auch nicht entschuldigen. Es gab keine Entschuldigung. Denn wenn ich eins von ihm wusste, dann, dass dieser Gott eine Kraft und ein Wissen hatte, das die ganze Welt in sich barg. Und jemand, der alle Macht hat, kann sich nicht wegen Schwäche oder sonst was entschuldigen, auch wenn manche Priester das seit neuestem immer mehr für ihn versuchen – der kann gerade nicht, der hängt am Kreuz – hat die Arme aber weit für uns geöffnet ...“ Sie erklärt Gott für tot, sie will, dass er aus ihrem Denken ganz verschwindet, und wird ihn trotz aller Verdrängung in ihrer Gedankenwelt nicht los. Vielleicht, so spekuliert sie, sei Gott ein Sadist. Das „riesige System“, das die Kirche um Gott und Christus gebaut hat, versteht sie nicht, und es gibt ihr keine Antwort auf ihre Fragen. Aber auch Humanisten, Atheisten, Aufgeklärte, Pseudowissenschaftler, Kritische, Realisten ... stellen für sie keine Alternative dar. „So wollte ich nicht werden. Es musste möglich sein, nicht an Gott zu glauben, den Tod als das Ende des Lebens zu begreifen und damit umzugehen. Würdevoll. Erwachsen. ... ‚Wir tragen ihn im Herzen weiter‘ sagten Atheisten und auch Priester, die längst nicht mehr an den Himmel glaubten, und das sollte wohl ein Trost sein, und offenbar wussten sie nicht,



wie beschissen schwer ein anderer Mensch im Herzen wiegt. Wie unmöglich es ist, das alleine zu tragen, und wie unsagbar dumm es ist, das als alleinige Antwort zu nehmen für die Frage danach, wo unsere Existenz einmal bleibt.“

Und der Himmel öffnet sich nicht und keine Antwort wird Esther Maria Magnis durch einen Engel oder Menschen überbracht. Gott schweigt. Dafür spricht ein katholischer Priester in einem rumpeligen Bus an der Grenze des Libanon zu Israel mit ihr, der ihr seine gerade abgeschlossene Doktorarbeit erklärt. „Ich könnte sabbern vor Glück – nonstop nur neue überfordernde Gedanken, nicht vom Regenbogenfreundeskreis-Jesus, nur Philosophenzitate, für mich nur neue Blicke auf alles.“ Diese neuen Blicke auf alles, eröffnet durch einen anderen Menschen, bringen Esther in ein neues Verhältnis zu Gott, als auch bei ihrem geliebten Bruder Johannes die Diagnose eines bösartigen Melanoms an seiner Schläfe gestellt wird: „Wenn auf einmal das eigene Stammeln unterbrochen und alles in einem zur Antwort wird: Du bist Gott! Und es wird klar, dass man nichts mehr können muss. Weil die Liebe des Gottes zu Johannes größer und stärker, weil sie wahrhaftiger ist als meine.“ Das Buch von Esther Maria Magnis ist durch alle Zweifel, Irrungen und Wirrungen hindurch ein echtes Glaubensbuch. Seine Botschaft lautet: Gott braucht nicht deine Gebete und auch nicht deine Glaubensleistung, und er schweigt auch nicht zu Krankheit und Tod. Du brauchst eine Bekehrung von der Vorstellung, dass Gott dich braucht, hin zu dem Vertrauen, dass Gott dich liebt. Lass dir das gesagt sein.

Eckhard Türk

ifp bietet Volontariat oder Stipendium

Das ifp (Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses) ist die Journalistenschule der katholischen Kirche in Deutschland und hat seit der Gründung im Jahr 1968 mehr als 2.000 Journalisten ausgebildet. Zu den Absolventen gehören Bettina Schaus-ten (ZDF), Dr. Heribert Prantl (SZ), Claudia Nothelle (RBB), Christiane Florin (Die Zeit / Christ und Welt) und Klaus Brinkbäumer (Der Spiegel).

Interessierte Nachwuchsjournalisten können sich nun wieder für ein Volontariat in katholischen Medien (Bewerbungsschluss 1. März 2013) oder die Studienbegleitende Journalistenausbildung (Bewerbungsschluss 31. Mai 2013) bewerben. Weitere Informationen gibt es unter www.ifp-kma.de.

Volontäre des ifp durchlaufen eine zweijährige Ausbildung in kirchlichen Medien (u. a. Katholische Nachrichtenagentur, Online-medien, Kirchenzeitungen, Magazine) und nehmen an den multimedialen Seminaren des ifp teil. Integriert in die Ausbildung sind Praktika bei Tageszeitungen, Nachrichtenagenturen, Fernseh- bzw. Radiosendern oder Onlineredaktionen. Voraussetzung für das Volontariat ist entweder das Abitur oder die Mittlere Reife plus eine abgeschlossene Berufsausbildung.

Katholische Studierende aller Fachrichtungen können sich für ein Ausbildungs-Stipendium bewerben. Wer in die Förderung aufgenommen wird, nimmt an multimedialen Seminaren im ifp teil und absolviert Praktika in verschiedenen Medien. Die Ausbildung findet in den Semesterferien statt und bietet sich als praktische Ergänzung zu einem Fachstudium an.

Beide Ausbildungsgänge sind praxisorientiert und bereiten aufs crossmediale Arbeiten in Redaktionen vor. Erfahrene Journalisten vermitteln die wichtigsten Stilformen aus den Bereichen Presse, Hörfunk, Online und Fernsehen. In verschiedenen Projekten entstehen Übungszeitungen, Radiomagazine, TV-Beiträge und Onlinedossiers, die auch veröffentlicht werden. Die Journalistenschule verfügt über ein eigenes Fernseh- und Hörfunkstudio, Seminarräume mit aktueller Technik sowie Gästezimmer für die Seminarteilnehmer.



Glaubensdialog mit Konfessionslosen – eine kirchliche Zukunftsaufgabe

Eine Kooperationstagung von KAMP und EZW

Martin Hochholzer

„Ich bedaure Menschen, die an Gott glauben: Ich lebe viel glücklicher, seit ich nicht mehr an Gott glaube“ (Paul, 47).

„Gott existiert für mich nicht: da ich ihn nicht brauche“ (anonym, männlich, 20).

Zwei der Beiträge im Internetprojekt www.ohne-gott.de: Seit rund zehn Jahren können bei diesem Internetprojekt des Erzbistums Köln Menschen, die nicht an Gott glauben, ihre Meinung sagen und insbesondere darlegen, weshalb sie nicht an Gott glauben – sowie, wenn gewünscht, mit kirchlichen Mitarbeitern in einen Austausch per E-Mail treten.

Nichtglaubende, Konfessionslose: Wer sind sie? Die beiden Zitate zeigen exemplarisch, dass sie ganz unterschiedlich zum Glauben an Gott, zu Religion und Kirche stehen können: Manche – wie im ersten Beispiel – haben eine Geschichte mit Gott oder zumindest mit der Kirche und sich irgendwann einmal von Gott abgewandt. Andere – gerade im Osten Deutschlands – haben überhaupt kein Bedürfnis nach Gott, können gar nicht verstehen, wieso es Sinn machen sollte, an Gott zu glauben. Eine Haltung, die umgekehrt so mancher Christ

in Westdeutschland nicht zu fassen vermag.

Der Konfessionslose – das unbekannte Wesen? Auf jeden Fall kein „Wesen“, das es nicht mittlerweile auch in noch volkscirchlich geprägten Gebieten unseres Landes gäbe. Während in Ostdeutschland über 75 % keiner Konfession mehr angehören, sind es im Westen inzwischen auch schon über 15 %. Tendenz steigend. Insofern gehört für eine Kirche, die nach den „Zeichen der Zeit zu forschen“ (*Gaudium et spes* 4) als eine ihrer wesentlichen Aufgaben sieht, der Dialog mit Konfessionslosen zu den großen Herausforderungen.

Impulse zu dieser Zukunftsaufgabe zu geben oder überhaupt erst ein Bewusstsein dafür zu schaffen, war das Anliegen der Tagung „Glaubenskommunikation mit Konfessionslosen. Kirche im Gespräch mit Religionsdistanzierten und Indifferenten“. Dazu luden die Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen (EZW) und die Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP) gemeinsam vom 5. bis 7. Dezember 2012 in das Evangelische Johannesstift in Berlin-Spandau ein. In der kirchlichen Weltanschauungsarbeit,

aus der etliche Teilnehmer kamen, ist Konfessionslosigkeit schon länger ein wichtiges Thema – häufig mit besonderem Blick auf radikale Atheisten, die bei dieser Veranstaltung freilich nicht im Blick waren. Die Auseinandersetzung mit „Otto Normalkonfessionsloser“ führte aber auch viele andere in der Pastoral Tätige zusammen – aus Landeskirchen und Diözesen, aus der Gemeindeseelsorge wie aus der pastoralen Planung.

Ein erster Schwerpunkt der Tagung war die Analyse: Mit wem haben wir es überhaupt zu tun? Gert Pickel, Professor für Religions- und Kirchensoziologie an der Universität Leipzig, gab einen Überblick über religionssoziologische Theorien und ging insbesondere der Säkularisierungstheorie nach: Wir erleben in Deutschland einen kontinuierlichen Rückgang der Kirchenbindung und der gesellschaftlichen Bedeutung von Religion und entsprechend eine stetige Zunahme der Konfessionslosigkeit, die dann auch an zukünftige Generationen weitergegeben wird; gerade im Osten Deutschlands sind viele ohne jede religiöse Prägung aufgewachsen und ha-

ben keinerlei Gespür für oder Bedürfnis nach Gott und Transzendenz.

Vielmehr wirken Prägungen aus der DDR-Zeit nach, wie Tobias Kläden, Referent an der KAMP für Pastoral und Gesellschaft, im Anschluss an Forschungsergebnisse von Monika Wohrab-Sahr referierte: Man fühlt sich gläubigen Menschen geradezu überlegen, weil man keinem „Irrationalismus“ anhängt. Insofern war die Religionspolitik der SED, „ein riesiges Experiment unter Realbedingungen“, durchaus dauerhaft erfolgreich. Anders, als

Wie Pickel in einer kleinen Typologie der „Konfessionslosen“ deutlich machte, umfasst dieser Begriff aber ein weites Spektrum: vom „religiösen Individualisten“ bis zum „vollständigen Atheisten“. Doch: Gibt es überhaupt diese vollkommene Gottesferne? Oder ist der Mensch „unheilbar religiös“, nur gegebenenfalls „religiös unmusikalisch“?

Eberhard Tiefensee, Professor für Philosophie an der Universität Erfurt, stellte sich in seinem Vortrag dieser Frage, die ja von grundlegender Bedeutung für

Deutung geeigneten Erfahrungen auch tatsächlich religiös deutet – zumal, wenn ihm religiöse Deutungskategorien fehlen.

Es war ein Anliegen der Veranstalter der Tagung, nicht beim abstrakten Theoretisieren über „die Konfessionslosen“ zu verbleiben. Deshalb war es zum einen erfreulich, dass einige der Teilnehmerinnen auch ihre eigenen Erfahrungen in entkirchlichten Räumen einbrachten. Zum anderen berichteten an einem Abend die Mitarbeiter der „Arbeitsstelle Kirche im Dialog“ (gemeint ist der Dialog mit Konfessionslosen) der neugegründeten evangelischen Nordkirche sowie die „Macher“ des eingangs erwähnten Internetprojekts www.ohne-gott.de des Erzbistums Köln von ihren Erfahrungen und Einsichten. Schließlich waren einen ganzen Nachmittag lang Gesprächspartner aus verschiedenen Lebensbereichen eingeladen, die sich in Kleingruppen als Konfessionslose zum Dialog zur Verfügung stellten. Dabei ging es u. a. um Gebiete wie sakrale Musik und Kultur, Lebenskunde-Unterricht, Jugendweihe und Naturwissenschaften.

Diese Gespräche konnten natürlich nur ein kurzes Schnuppern in Lebenswelten, Erfahrungen, Denkwelten und mögliche Dialoge mit Konfessionslosen sein. Die Frage, wie man mit Konfessionslosen speziell vom christlichen Glauben sprechen kann, konnten sie natürlich nicht beantworten – ers recht nicht die ganz konkreten pastoral-praktischen Fragen einiger Teilnehmer, etwa eines Militärggeistlichen, dem ein Weihnachtsgottesdienst bevorstand, bei dem er vor zu 60 % ungetauften Soldaten predigen muss.



Beim Kammingespräch (links Bischof Wanke und Bischof Dröge) hatten auch die Teilnehmer Gelegenheit, in das Gespräch einzutreten.

manche zur Zeit der Friedlichen Revolution erwarteten, ist mit einer Fortsetzung der Konfessionslosigkeit als Normalfall in Ostdeutschland zu rechnen.

einen Glaubensdialog mit Konfessionslosen ist. Tiefensees differenzierte Antwort: Eine prinzipielle religiöse Anlage des Menschen bedeutet noch nicht, dass ein Mensch die für religiöse

Einige Vorträge gaben dazu aber Impulse.

So plädierte etwa Hans-Martin Barth, emeritierter Professor für systematische Theologie und Religionsphilosophie an der Universität Marburg, für den Mut zur Provokation – im positiven Sinn: Christen sollen durch ihr Verhalten und durch ihr Wort Nichtglaubende mit dem Glauben konfrontieren. Dazu sei einerseits eine Sprache in Glaubensdingen nötig, die für Außenstehende verständlich ist, andererseits sollte aber auch ein Gespür für die Besonderheit religiöser Sprache vermittelt werden. Weiterhin sind bestehende „Barrieren“ in Frage zu stellen: Könnte es nicht verschiedene Stufen der Zugehörigkeit zur Kirche geben? Auf jeden Fall müsse die Kirche deutlich machen, dass es ihr nicht um sich selbst geht (Mitgliedergewinnung), sondern um die *Missio Dei*, die Liebesmission Gottes zu den Menschen. So kann Kirche provozieren, wenn sie sich als anders erweist, als es die gängigen Klischees und Vorurteile erwarten lassen.

Angesichts der Meinung etlicher, ein nicht-theistisches, apersonales Gottesbild sei für Kirchenferne eher anschlussfähig, plädierte Wolf Krötke, emeritierter Professor für systematische Theologie an der Humboldt-Universität zu Berlin, dafür, das narrativ und personal entwickelte Gottesbild der Bibel nicht aufzugeben. Gerade aus der Bibel lasse sich lernen, dass Gott sich in der Konkretion einer menschlichen Geschichte offenbart: in Jesus Christus, der Mensch geworden ist. Von Gott zu reden heißt also, von Grundmenschlichem zu reden. Unsere menschlichen Geschichten – unsere Biographie – können einfließen in die

Geschichten der Bibel. Dabei können auch Leitbegriffe wie Liebe, Wahrheit, Ewigkeit oder die Macht Gottes anschlussfähig sein, denn das sind auf einen begrifflichen Nenner gebrachte Kurzfassungen der Geschichte Jesu Christi.

Mehr pastoral-praktisch argumentierte Hubertus Schöne-mann, der Leiter der KAMP, in seinem Referat: Wir erleben derzeit den Wandel von einer „Betreuungskirche“, bei der die Hauptamtlichen alles (oder vieles) übernehmen, hin zu einer Kirche, wo alle Verantwortung für das Reden von Gott haben. Für den Dialog von Christen mit Konfessionslosen sei es deshalb zuerst einmal nötig, den eigenen Glauben wiederzuentdecken. Nur so kann der einzelne Christ im konkreten Gespräch nicht einfach vorgefertigte Glaubensformeln wiedergeben, sondern von seiner persönlichen Hoffnung sprechen. Der christliche Glaube drückt sich aber in verschiedenen Dimensionen aus: im „Bekennen“, wo eine stärkere Elementarisierung nötig ist (ist es vielleicht möglich, auch etwas so Komplexes wie die Theodizeefrage im engen Rahmen einer Twitternachricht zu behandeln?); im gottesdienstlichen Feiern, wo sich die Schönheit des Glaubens ausdrücken sollte; im Gebet, wo man sich Gott „hin-hält“ und öffnet; und in der Dimension einer größeren Freiheit im Leben – an den Lebensübergängen wie im Alltag.

Glaubensdialog mit Konfessionslosen – eine Zukunftsherausforderung für alle in der Kirche! Das unterstrich auch die Anwesenheit zweier Bischöfe: Markus Dröge, Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO), und

Joachim Wanke, der (seit kurzem Alt-)Bischof von Erfurt, kamen zu einem Kamingespräch mit den Tagungsteilnehmern. Beide brachten ihre Erfahrungen als kirchliche Leitungspersonen in einem von Konfessionslosigkeit geprägten Umfeld ein. Dröge etwa meinte, dass jede öffentliche Äußerung von ihm zu Glaubensfragen der Beginn eines Dialogs sei, weil er sofort per E-Mail etc. massiv angefragt werde. Wanke betonte, dass Kirche nicht nur für sich da sein darf, sondern zu den Menschen gehen muss: Die Kirche solle „Resonanzraum für die Melodie des Evangeliums“ sein. In ähnlicher Weise und zugleich darüber hinausgehend Dröge: „Wo Vertrauen und Versöhnung geschieht, da ist für mich das Reich Gottes – egal, ob es außerhalb oder innerhalb der Kirche geschieht.“

Das Kamingespräch unterstrich zugleich die ökumenische Dimension dieser Tagung. Dieses gemeinsame, konfessionsübergreifende Nachdenken entspricht der gemeinsamen Herausforderung: Konfessionslosigkeit und Konfessionslose fragen alle Christen an. Gemeinsam gilt es zu erkunden, wie der Glaube auch heute in einer zunehmend säkularen Welt zur Sprache gebracht werden kann. In dieser Hinsicht kann diese Tagung nur ein erster Schritt gewesen sein. ■

www.glaubenhoch4.de – eine „evangelische“ Vergewisserung

Das der Papst ein „Jahr des Glaubens“ ausgerufen hat, hat manche ja etwas irritiert und etwa fragen lassen, womit die Kirche sich denn in den anderen Jahren so beschäftige: „Das ist ja, wie wenn der Müller ein ‚Jahr des Mehles‘ kreieren würde.“

Diese Irritation ist gewiss berechtigt. Andererseits kann man diese Initiative durchaus auch als einen Umkehrimpuls verstehen, sich eben tatsächlich intensiver und extensiver mit dem Glauben „an sich“ zu beschäftigen. Hat sich doch kirchlicherseits allenthalben in den Vordergrund geschoben, das mit dem Glauben selber eher wenig zu tun hat, sondern mehr mit der Gestalt und den Wirkweisen, dem Erhalt oder den als notwendig erachteten Umstrukturierungen der Kirche und ihrer Institutionen.

Auf diesem Hintergrund fragt das neue Internet-Mitmachprojekt des Referats „Dialog und Verkündigung“ im Kölner Generalvikar-

iat: „*Welche Verse aus den Evangelien waren/sind für Ihren Glauben besonders hilfreich oder wichtig?*“ Und bittet, die Auswahl zu erläutern, und zwar in SMS-Länge – also mit nicht mehr Zeichen, als sie der Papst neuerdings in seinen Twitter-Botschaften verwenden kann.

www.glaubenhoch4.de versteht sich als Impuls „für Glaubende aller Intensitäten“, sich (wieder einmal) auf den eigenen Glauben zu besinnen, sich dessen biblischer, ja evangelischer Wurzeln bewusst zu werden, Formulierungen von Bibelversen oder Fundstellen nachzuschlagen – immer auch in der Hoffnung, dass dabei der Blick noch auf die eine oder andere Perikope fällt, die vielleicht länger nicht im Sinn war.

Warum die Konzentration auf die Evangelien? Gott hat sich den Menschen auf unterschiedliche Weisen geoffenbart, die ihren Niederschlag – literarisch in vielfältigen Gattungen – in den Heili-

gen Schriften des Alten und Neuen Bundes gefunden haben. Eine eigene Gattung bilden die vier Evangelien, die ausschließlich von Jesus erzählen, von seiner Geburt bis zu seinem Tod und seiner Auferweckung. Hier liegt der Urgrund christlichen Glaubens: Von der Jesuspredigt in Wort und Tat geht der christliche Glaube aus; seine Überlieferung ist gebunden an das Weitererzählen; und wer weitererzählen will, muss die „Hauptfigur“ und ihre „Geschichten“ kennen bzw. diese Kenntnis immer wieder auffrischen. Der Jesus der Evangelien ist *der* Interpret Gottes, deswegen kann die Lektüre der Evangelien durch nichts substituiert werden.

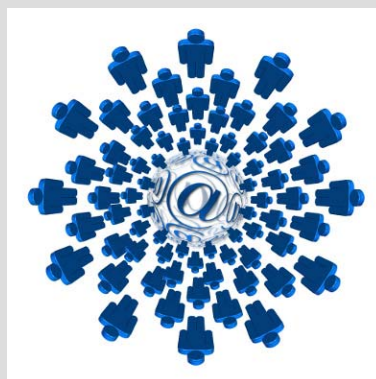
Wie schon beim Vorgängerprojekt „ZEHN große Wörter des Christentums“ (www.zgwdc.de) gilt: Alle, die neben den Angaben zu Alter, Geschlecht und Konfession auch ihre E-Mail-Adresse hinterlassen, werden in geeigneter Form über das Ergebnis informiert. Eine eventuelle Veröffentlichung wird in jedem Fall anonym erfolgen. Und nach den Erfahrungen mit vielen Offline-Teilnehmern wurde nun für www.glaubenhoch4.de ein eigenes Offline-Formular bereitgestellt, damit Gruppen und Kreise, aber auch Menschen ohne Internetzugang mitmachen können.

Auf der glaubenhoch4-Facebook-Seite besteht die Möglichkeit, sich mit anderen Teilnehmenden austauschen.

Bernhard Riedl



Die nächsten Ausgaben von εὐangel:



Ausgabe 1/2013

Schwerpunkt:
„Internet-seelsorge“

erscheint im
April 2013



Ausgabe 2/2013

Schwerpunkt:
„Lokale Kirchenentwicklung“

erscheint im
Juli 2013



Ausgabe 3/2013

Schwerpunkt:
„Glauben in Säkularität“

erscheint im
November 2013

Unser Newsletter informiert Sie, wenn eine neue Ausgabe erscheint.

Bestellung unter: www.kamp-erfurt.de

Impressum

εὐangel. Magazin für missionarische Pastoral
3. Jahrgang, Heft 4
Erscheinungsmonat: Dezember 2012
URN: urn:nbn:de:0283-euangel4/2012_9
ISSN: 2191-3781
erscheint 4 x im Jahr; kostenlos
www.euangel.de

Redaktion:

Tobias Kläden (Chefredakteur, v. i. S. d. P.),
Hubertus Schönemann, Martin Hochholzer

Kontakt: 03 61 / 54 14 91-0
redaktion@kamp-erfurt.de

Herausgeber:

Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral,
Holzheienstr. 14, 99084 Erfurt, www.kamp-erfurt.de

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht
unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Bilder und Copyright:

soweit nicht anders angegeben:
© 2012 KAMP und deren Lizenzgeber.
Alle Rechte vorbehalten.

Bild Titelseite / S. 4:
Katholische Kirche in Düsseldorf.

